



Marcus Böick, Marcel Schmeer (Hg.)

# IM KREUZFEUER DER KRITIK

*Umstrittene Organisationen im 20. Jahrhundert*

**campus**

Im Kreuzfeuer der Kritik

*Marcus Böick*, Dr. phil., ist Akademischer Rat an der Professur für Zeitgeschichte der Ruhr-Universität Bochum.

*Marcel Schmeer* ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Zeitgeschichte der Ruhr-Universität Bochum.

Marcus Böick, Marcel Schmeer (Hg.)

# Im Kreuzfeuer der Kritik

Umstrittene Organisationen im 20. Jahrhundert

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Research School der Ruhr-Universität Bochum

ISBN 978-3-593-51039-2 Print

ISBN 978-3-593-44095-8 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2020 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: Akten in einem Archiv © shutterstock.com

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

[www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

Aus dem toten Winkel ins »Kreuzfeuer der Kritik«?  
Organisationen in der zeithistorischen Theorie und Praxis ..... 9  
*Marcus Böick und Marcel Schmeer*

## I. Organisationsforschung und Geschichtswissenschaft

Umstrittene Organisationen.  
Theoriekonzepte, Falltypologien und interdisziplinäre Forschung ..... 69  
*Wolfgang Seibel*

Kein Dienst nach Vorschrift.  
Geschichtswissenschaft und Organisationstheorie ..... 87  
*Thomas Welskopp*

Zur Programmatik einer historisch-soziologischen  
Organisationsforschung ..... 103  
*Rena Schwarting*

Der kritische Blick auf sich selbst.  
Zur Verantwortung der historischen Zunft in  
der Behördenforschung..... 139  
*Christian Mentel*

## II. Organisationen in der Sphäre des Ökonomischen

Umstrittene Konzerne.

Der Umgang deutscher Großunternehmen mit  
ihrer NS-Vergangenheit am Beispiel von Daimler-Benz  
in den 1980er Jahren ..... 165  
*Sebastian Brünger*

Ein umstrittenes Unternehmen.

Die Debatte über die Lufthansa 1929 und ihre Folgen ..... 195  
*Lutz Budrass*

(Un-)Sicherheitsproduzent und Gefahrensonde.

Die Versicherungswirtschaft und die Kontroverse  
über die Atomenergie in den 1970er Jahren ..... 215  
*Christoph Wehner*

Fluss in Sicht. Methodisch-konzeptionelle Herausforderungen  
und Möglichkeiten einer Organisationsgeschichte der

Emschergenossenschaft und des Lippeverbandes ..... 239  
*Eva Balz und Christopher Kirchberg*

## III. Staat als Organisation – Staatliche Organisationen

Der Staat als umstrittene Organisation. Die Verwaltungsreform der  
Habsburgermonarchie in den 1910er Jahren ..... 263  
*Peter Becker*

Soziologen, Straßenkämpfer, Psychobullen.

Die West-Berliner Polizei als umstrittene Organisation ..... 285  
*Marcel Schmeer*

Der Sozialstaat auf dem Prüfstand.

Ausdeutungen und Narrationen seit den 1970er Jahren ..... 323  
*Christoph Lorke*

Risikoregulierung als soziale Praxis. Organisationsgeschichtliche Zugänge zur Unfallversicherung.....	351
<i>Daniel Trabalski</i>	
Zwischen Erwartungen und Instrumentalisierung. Die Stasi-Unterlagen-Behörde als umstrittene Organisation .....	379
<i>Markus Goldbeck</i>	
Umstrittene Kokarden. Militär und Militärs zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik .....	405
<i>Martin Platt</i>	
IV. Organisationen jenseits von Wirtschaft und Staat	
Die Gewerkschaften. Ein klassisches Objekt der Organisationssoziologie .....	437
<i>Knud Andresen</i>	
Meta-Organisationen in Zeiten des Wandels. Die »Deutsche Jugend des Ostens« als Gegenstand gesellschaftspolitischer Kontroversen der Nachkriegszeit.....	453
<i>Anne-Christine Hamel</i>	
Parteien(geschichte) in der Krise? .....	485
<i>Bernd Faulenbach</i>	
Die umstrittene Nachfolge des nationalsozialistischen Deutschen Alpenvereins in Österreich .....	503
<i>Gunnar Mertz</i>	
Radikale für den Kapitalismus. Die Objektivisten in New York City, 1962–1968.....	527
<i>Vojin Saša Vukadinović</i>	

Autorinnen und Autoren .....	551
Dank .....	555

# Aus dem toten Winkel ins »Kreuzfeuer der Kritik«? Organisationen in der zeithistorischen Theorie und Praxis

Marcus Böick und Marcel Schmeer<sup>1</sup>

Organisationen: Praktisch sind sie überall, theoretisch aber nirgendwo. So könnte man, sicher zugespitzt, den derzeitigen Reflexions- und Diskussionsstand weiter Teile der deutschen Zeitgeschichtsforschung zur Organisationsgeschichtsschreibung beschreiben. Organisationen bilden in der Praxis eine zentrale Referenz zeithistoriografischen Arbeitens und Forschens: oft als fokussierte Forschungsobjekte, stets auch als wesentliche Produzenten von verwendeten Archivalien und Quellen, fast immer als institutionelle Arbeit- oder Auftraggeber, etwa in Form von Universitäten, Forschungsinstituten, Fachverbänden, Stiftungen und von Museen, Gedenkstätten und insbesondere Archiven. Historiker/innen sind, allem langjährig kultivierten Einzelkämpfertum zum Trotz, durch und durch selbst organisierte Organisationswesen; die Geschichtswissenschaft als wissenschaftlich-akademische Disziplin ist Produkt moderner Organisationsbildungen an Universitäten, Instituten oder in ihren Fachverbänden.<sup>2</sup> Und vielleicht ist es auch gerade diese arbeitsweltlich-professionelle Omnipräsenz des Organisationellen, die in der zeithistoriografischen Theorie insbesondere Organisationen als scheinbar unhinterfragte Selbstverständlichkeiten weitgehend zum Verschwinden bringt – und dies aller theoretischen Debatten um immer neue methodische Trends und »turns« zum Trotz. Aber warum ist das so?

Es ist durchaus mehr als ein semantisches Glasperlenspiel, dass die deutschsprachige Geschichtswissenschaft – im markanten Gegensatz zur

---

1 Für scharfsinnige Kommentare, kritisch-konstruktive Anmerkungen und weiterführende Hinweise bedanken wir uns sehr herzlich bei unseren Kolleg/innen Pia Eiringhaus, Constantin Goschler, Jan Kellershohn, Christopher Kirchberg, Maximilian Locher, Christian Martin, Christian Mentel, Julia Reus, Rena Schwarting, Daniel Trabalski und Thomas Welskopp.

2 Siehe etwa zur (Organisations-)Soziologie der Universität Kaube/Schmidt, *Wirklichkeit der Universität*; zur Geschichte des Verbands der Historiker/innen Deutschlands und der Historikertage siehe jüngst Berg u.a., *Versammelte Zunft*; vgl. auch Gierl, *Geschichte und Organisation*.

hiesigen Soziologie – nie trennscharf zwischen *Organisationen* und *Institutionen* zu unterscheiden pflegte und pflegt.<sup>3</sup> Während die Begriffe im zeithistorischen Feld weitgehend synonym gebraucht werden, differenziert die Sozialwissenschaft sehr trennscharf zwischen *Organisationen* als genuin moderner Sozialform mit spezifischen Funktionen und benennbaren Strukturen (wie etwa Mitgliedschaften, Zwecken oder Hierarchien<sup>4</sup>) einerseits sowie *Institutionen* andererseits. Diese werden als der bewussten Reflexion entrückte »soziale Tatbestände« begriffen, die ihrerseits als übergeordnete gesellschaftliche Normen scheinbar überzeitliche oder gar universelle Gültigkeit beanspruchen. Der Verwaltungsexperte Wolfgang Seibel hob diese fundamentale Unterscheidung plastisch hervor:

»Organisationen (...) werden vor unseren Augen gegründet, und sie können, wenn sie sich als relativ oder absolut unzweckmäßig erweisen, verändert oder auch wieder aufgelöst werden. Mit institutionalisierten sozialen Strukturen verhält es sich grundlegend anders. Sie treten uns zunächst als quasi-gegenständlich gegenüber, und sie können auch nicht von heute auf morgen geändert werden, selbst wenn starke Veränderungsimpulse in der Gesellschaft dies nahelegen.«<sup>5</sup>

Für Seibel erscheint die staatliche Verwaltung als nachgerade klassisches Paradebeispiel für eine (moderne) Organisationsform, Familie oder die Ehe hingegen als klassische Institutionen – eben als jene umfassend akzeptierten sozialen Tatsachen, über deren »Sinn« man – wie schon Emile Durkheim in den Anfängen der wissenschaftlichen Soziologie herausgearbeitet hat – nicht tagtäglich grundlegend reflektieren müsse oder gar könne.<sup>6</sup> Die kategorische Differenzierung zwischen *Organisationen* und *Institutionen* ist auf diese Weise wesentlicher Ausgangspunkt sozialwissen-

3 Vgl. grundlegend für diese kategorische Unterscheidung die Beiträge in Blänkner/Jussen, *Institution und Ereignis* sowie Ortmann/Sydow/Türk, *Theorien der Organisation*.

4 So z.B. Kühl, *Organisationen*.

5 Seibel, *Verwaltung verstehen*, S. 32. Wir bevorzugen dabei bewusst einen »engeren« Institutionen-Begriff, um diesen stärker von der Organisation trennen zu können. Der Vollständigkeit halber sei aber an dieser Stelle auch auf die intensiven sozial- bzw. in diesem Fall politikwissenschaftlichen Diskussionen über Institutionen bzw. »New Institutionalisms« verwiesen. So haben etwa Peter A. Hall und Rosemary C. R. Taylor in einem vielbeachteten Aufsatz auf drei Formen des Institutionalismus hingewiesen: den historischen Institutionalismus, den Rational-Choice-Institutionalismus sowie den soziologischen Institutionalismus. Siehe dazu klassisch Hall/Taylor, *New Institutionalisms*.

6 Siehe dazu die klassischen Ausführungen zum *fait social* bei Durkheim, *Regeln*.

schaftlicher Organisationsforschungen, der diese als Forschungs- und Analysegegenstände greifbar werden lässt.<sup>7</sup>

In der geschichtswissenschaftlichen Theorie und Praxis spielt diese kategorische Unterscheidung bezeichnenderweise keine nennenswerte Rolle. Man könnte auch sagen, dass sich Organisations- und Institutionenbegriff in der zeithistorischen Anwendung oft auf problematische wie bezeichnende Weise miteinander vermengen: Zwar werden *Organisationen* in zahlreichen Einzelstudien als spezifisch-konkrete Ordnungsprinzipien des Sozialen betrachtet, erscheinen aber oft zugleich auch als stark *institutionalisierte* Gebilde, die einfach wie selbstverständlich vorhanden sind – und deren jeweilige Existenz- und Deutungsformen keiner näheren Erörterungen oder methodischen Reflexionen bedürfen. Dies erweist sich jedoch als folgenreicher perspektivischer Trugschluss: Organisationen bzw. das organisationelle Denken an sich haben selbst eine (im Grunde recht kurze) Geschichte und sind aufs Engste mit spezifisch modernen gesellschaftlichen Entwicklungsdynamiken des 19. und 20. Jahrhunderts eng verknüpft, die sich – wie später noch erörtert wird – mit einigem Recht in ihrer Eigenschaft als »Organisationsgesellschaften« umfassend diskutieren ließen.<sup>8</sup>

Es ist dieses implizite historiografische Verständnis von Organisation *als* Institution, das erstere methodisch-reflexiv im toten Winkel gerade auch der Zeitgeschichtsforschungen verharren lässt. Zugleich könnte aber eine trennscharfe Unterscheidung von Organisation und Institution perspektivisch einen wichtigen Ausgangspunkt bilden, der ein Tor zum hier zu behandelnden Themenfeld aufstößt: Dass Organisationen, ihre internen Dynamiken (bzw. Praktiken) wie externen Beziehungsmuster (bzw. Diskurse) sowie insbesondere auch die von diesen produzierten und überlieferten Quellen eben keine selbstverständlich *vorhandenen* und in ihrem »sozialen Sinn« unhinterfragte wie unhinterfragbare »Tatsachen« (oder »black boxes«) sind, erscheint als wichtiger Impuls auch für zeithistorische Methodendebatten. Organisationen sind im zeithistoriografischen Blick auf allen Ebenen omnipräsent und mithin ein Stück weit *zu* selbstverständlich; sie bedürfen daher gezielt einer umfassenden heuristischen Verfremdung und Historisierung.<sup>9</sup>

---

7 Vgl. dazu Ortmann/Sydow/Türk, *Theorien der Organisation*.

8 Kühl, *Gesellschaft der Organisation*; früher schon Mayntz, *Soziologie der Organisation*, S. 7ff.

9 Dazu bereits: Huizinga, *Kulturgegeschichte*, v.a. S. 50ff.

Diese einleitende Beobachtung wollen wir mit diesem Buch zum Ausgangspunkt weiterführender theoretischer Überlegungen machen. Eine umfassende Reflexion über das Organisationelle in der Zeitgeschichtsforschung im engen Austausch mit der Organisationssoziologie könnte, so unsere Überzeugung, einen neuartigen Konvergenz- oder Schnittpunkt bilden, der mittlerweile sehr verschiedene theoretische Schulen und Subdisziplinen perspektivisch zusammenführt. Denn gerade weil die sonst weitgehend getrennten Sphären der Politik-, Wirtschafts-, Sozial- oder Kulturgeschichte einen ausgeprägten, zumeist aber impliziten Organisationsbezug miteinander teilen, bietet sich hier eine reizvolle Möglichkeit, gerade an dieser Stelle über neue heuristische Querschnitts-Perspektiven nachzudenken. Auch wenn es uns nicht um eine Beschwörung einer (wie auch immer gelagerten) »Einheit« der Geschichtswissenschaften geht: Im gemeinsamen Nachdenken über das Organisationelle in Theorie und Praxis der zeithistorischen Geschichtswissenschaft könnten sich, so steht zu hoffen, auf einer mittleren wie vermittelnden Gegenstands- und Reflexionsebene neue, integrative Perspektiven eröffnen, aus denen sich durchaus auch übergreifende Debatten für das ganze Fach entwickeln könnten. Es geht uns letztlich darum, die Geschichtswissenschaft als eine multidimensionale Organisationswissenschaft zu beschreiben.

Am Anfang steht demnach die prinzipiell gemeinte Frage, *was Historikerinnen und Historiker eigentlich tun, wenn sie die Geschichte von Organisationen analysieren und (be-)schreiben*. Im Folgenden soll diese Leitfrage auch unsere einführenden Überlegungen strukturieren. Hierbei streben wir eine grundlegende (aber keineswegs Vollständigkeit beanspruchende) Bestandsaufnahme von Organisationskonzepten in den Geschichts- bzw. Sozialwissenschaften an. In einem *ersten* Schritt wird es darum gehen, den theoretischen Stellenwert von Organisationen in der deutschen (zeit-)historischen Forschung der letzten Jahrzehnte im Überblick herauszuarbeiten. In einem *zweiten* Schritt skizzieren wir im Abriss den gegenwärtigen Debatten- und Theoriestand der zu Organisationen arbeitenden Sozialwissenschaften. *Drittens* werden gegenwärtige Trennungs-, aber zugleich auch mögliche Verbindungslinien zwischen geschichts- und sozialwissenschaftlichen Organisationsforschungen diskutiert. *Viertens* werden wir unsere Überlegungen in einem eigenen Diskussionsangebot bündeln, das vor allem auf die empirische Erforschung von vielfältigen Organisationsformen in Umbruchs- und Konfliktsituationen abhebt. *Fünftens* werden schließlich die einzelnen Beiträge dieses Bandes im Überblick vorgestellt.

## 1. Ein »Trend« ohne »Turn«? Organisationen in der deutschen Zeitgeschichtsforschung

Gerade in den letzten Jahren sind Organisationen de facto abermals in den Fokus einer umfassenden zeithistorischen Forschungskonjunktur einer neuerlichen »Aufarbeitung« der NS-Vergangenheit verschiedener Ministerien, Verwaltungen und Unternehmen gerückt.<sup>10</sup> Während die Zeitgeschichtsforschung seit Anfang dieses Jahrzehnts beginnend mit der vieldiskutierten Studie über das Auswärtige Amt (»Das Amt und die Vergangenheit«) aus dem Jahr 2010 einen beispiellosen Boom einer weitgefächerten Auftrags- und Behördenforschung erlebt, arbeiten sich die beteiligten Zeithistoriker/innen allerdings zumeist bevorzugt am Legitimationsproblem ihrer wissenschaftlichen *Unabhängigkeit* ab. In zahllosen Kommissions- oder Beiratssitzungen, in Koordinationsgremien, auf Workshops oder bei Konferenzen und PR-Präsentationen sowie bei einer gutbesuchten Podiumsdiskussion auf dem Historikertag 2016 in Hamburg steht und stand zweifellos diese Problematik prominent im Vordergrund. Verkauft sich eine emsig »aufarbeitende« Geschichtswissenschaft an ihre außerwissenschaftlichen Geldgeber oder orientiert sie sich gar willfährig an der Sensationslogik politisch-medialer Aufmerksamkeitszyklen?<sup>11</sup>

In der jeweiligen Forschungspraxis erscheinen derartige Problemlagen jedoch auch mit Blick auf größere Auftragsforschungsprojekte in den 1990er Jahren wie etwa das von Hans Mommsen geleitete »VW-Projekt« zum einen kaum als etwas vollkommen Neues.<sup>12</sup> Zudem schrecken in aller Regel auch die Auftraggeber selbst – zumeist aus Politik oder Wirtschaft – vor direkten Eingriffen oder gezielten Steuerungsversuchen zurück. Ganz im Gegenteil: Es ist gerade die fachliche Unabhängigkeit der jeweiligen Forschergruppen, deren externes »Knowhow« man sich ins Ministerium oder ins Unternehmen holt und das quasi als Label »eingekauft« und deren Expertise dann öffentlich »vermarktet« werden soll. Die konkreten Befunde der Studien, die sich häufig, aber nicht ausschließlich mit der (wie

---

10 Vgl. Mentel, *Debatte*.

11 Vgl. zur Kritik an der »Aufarbeitungsforschung« auch den Essay von Christian Mentel in diesem Band. Diese Fragen wurden ebenfalls auf dem Historikertag 2016 in Hamburg ausführlich debattiert. Ein Mitschnitt der Podiumsdiskussion kann auf der Webseite von ARD-alpha eingesehen werden, URL: <https://www.br.de/fernsehen/ard-alpha/sendungen/alpha-campus/auditorium/campus-historikertag16-behoerden-102.html> [letzter Zugriff: 29.10.2019].

12 Vgl. dazu jüngst: Roelevink/Hesse, *Geschichtspolitik*; Schanetzky, *Gold Rusch*.

auch immer praktisch gemessenen) »NS-Belastung« der Organisation und ihres Personals vor bzw. nach 1945 beschäftigen,<sup>13</sup> erscheinen dabei in der Substanz aus Perspektive der Auftraggeber fast zweitrangig. So gibt es heute kaum noch unmittelbar betroffene »Ehemalige« aus dieser Zeit, deren potenzieller NS-Hintergrund noch Widerspruch auslösen oder zum Skandalon taugen würde. Ohne ihre wissenschaftliche Unabhängigkeit jedoch verlören derlei Aufarbeitungsprojekte sowohl in ihren inneren als auch äußeren Verwertungslogiken ihre nötige Symbol- und Ertragskraft.<sup>14</sup>

Stehen in den gegenwärtigen Diskussionen also vor allem Fragen von Unabhängigkeit oder NS-Belastung im Vordergrund, bleibt ein anderer Aspekt zumeist weitgehend ausgeklammert: Wie gehen die Forscher/innen eigentlich damit um, dass sie die Geschichte von (zumeist noch fortbestehenden) Organisationen in deren Auftrag und letztlich auf der Grundlage der von ihnen produzierten Quellen erforschen? Bereits 2015 hatten wir, damals mit Henning Borggräfe, einen Workshop mit der Frage überschrieben, ob wir es womöglich mit einem zeithistorischen »Trend ohne Turn« zu tun hätten: einer geschichtspolitisch induzierten und finanzierten sowie stark empirisch ausgerichteten Forschungskonjunktur, mit der bislang jedoch keine übergreifende methodisch-theoretische Selbstreflexion einhergegangen sei. Diese Veranstaltung hinterließ einen uneinheitlichen Gesamteindruck. Innerhalb der jeweiligen Forschungsgruppen wird durchaus auch über methodisch-theoretische Problemlagen diskutiert. Diese internen Debatten finden jedoch kaum ihren Weg in eine akademische Fachöffentlichkeit, da sie in den letztlich den Auftraggebern und der Öffentlichkeit vorgelegten und veröffentlichten »Endprodukten« zumeist nicht mehr auftauchen: zu abstrakt, zu akademisch, zu theoretisch.<sup>15</sup>

Diese Momentaufnahme empirischer Omnipräsenz bei theoretischer Unterreflexion führt zu der für die deutsche Zeitgeschichtsforschung noch kaum systematisch ergründeten Frage, welchen Ort Organisationen eigentlich in der jüngeren Geschichte der Geschichtswissenschaft in (West-)Deutschland selbst eingenommen haben. Ein erster Blick in das begriffsgeschichtliche Standardwerk in Deutschland könnte zu einer anderen

13 Weiterführend: Leßau/Steuer, *Wer ist ein Nazi?*

14 Vgl. die Beiträge bei Mentel/Sabrow, *Das Auswärtige Amt*; Creuzberger/Geppert, *Ministerien und Behörden*.

15 Vgl. den Tagungsbericht: Ein »Trend« ohne »Turn«? Neue Perspektiven auf die Organisationsgeschichte, 03.07.2015 Bochum, in: H-Soz-Kult, 11.12.2015, URL: [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6280](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6280) [letzter Zugriff: 29.10.2019].

Vermutung führen. Denn unter dem Schlagwortreigen »Organ, Organismus, Organisation, politischer Körper« fand die Organisation durchaus Aufnahme in die *Geschichtlichen Grundbegriffe*. Interessanterweise ist es im Jahr 1978 veröffentlichten Teilband aber mit Ernst-Wolfgang Böckenförde ein renommierter Jurist, der an dieser Stelle eine detaillierte Geschichte des modernen Organisationsbegriffs entfaltet. Dieser habe sich schlagartig im Kontext der Französischen Revolution »durch aktives revolutionäres politisches Handeln aus bestehenden Verhältnissen« in der »politischen Sprache« etabliert. Dieser neuartigen Semantik sei »deutlich ein aktiver und dynamischer Sinn« eingeschrieben gewesen:

»Organisation« ist nicht eine festliegende Zuordnung, ein statistisches Eingerichtetsein, sondern das Ergebnis willentlicher Tätigkeit, des (dynamischen) Organisierens, etwas bewußt Geschaffenes und auf die Zwecke hin Eingerichtetes, das seinerseits verändert, fortentwickelt werden kann.«<sup>16</sup>

Eben dieser neuartige wie dynamisch-aktivistische Begriffsgebrauch, der sich damit auch aus dem Kontext von älteren Begriffen wie dem statisch-biologisch gedachten »Organismus« löste, habe sich nun rasch über ganz Europa ausgebreitet und sei mithin in seiner Doppeldeutigkeit zwischen Status und Prozess auch in den deutschen Ländern zum Tragen gekommen: *Einerseits* als »Kennzeichnung der inneren Einrichtung, Zuständigkeiten und der Ordnung des Geschäftsablaufs von Behörden«, *andererseits* als »die Bezeichnung weitergreifender Neugestaltungen, sei es des Behördenaufbaus im ganzen, sei es der Staatsordnung insgesamt.«<sup>17</sup>

Im nächsten Schritt war es bald die kollektive »Organisation von Menschen« bzw. der gesellschaftliche »Moment der Verfügbarkeit« mit »integrativem und mobilisierendem Bezug«, der für das weitere »Ausgreifen des Organisationsbegriffs« im 19. Jahrhunderts charakteristisch geworden sei: Neben dem Staat und seiner Verwaltung betraten nun auch genuin politische »Willensverbände« bzw. Parteien als Organisationen die Bühnen einer neuen Massenpolitik. Für Böckenförde avanciert die Organisation damit ganz klar zum Grundbegriff, als dessen ideelle Grundlagen die »(objektive) Gestaltbarkeit und Machbarkeit politischer Ordnung sowie die (subjektive) Dispositionsmöglichkeit über sie« erschienen.<sup>18</sup> Gegen Ende des 19. Jahrhunderts schließlich sei eine weitere gesellschaftliche »Ausdeh-

---

16 Böckenförde/Dohm-van-Rossum, *Organ, Organisation*, S. 566f.

17 Ebd., S. 575f.

18 Ebd., S. 611.

nung« des Organisations-Begriffs auf »Einrichtungs-, Gestaltungs- und Zuordnungsvorgänge außerhalb der politischen Sphäre« vor allem im »Bereich von Wirtschaft und Gesellschaft« zu konstatieren – nicht zuletzt deshalb avanciere die Organisation im frühen 20. Jahrhundert zum staatsrechtlichen wie sozialwissenschaftlichen Leitbegriff.<sup>19</sup>

Doch Böckenfördes breit angelegtes Plädoyer hat den Organisationsbegriff eben nicht zu einem zentralen Analyse- oder Diskussionsgegenstand der deutschen Zeithistorikerschaft werden lassen – eher das Gegenteil ist der Fall. In den 2002 von Stefan Jordan herausgegebenen und von zahlreichen prominenten Fachvertretern bestückten »Grundbegriffen der Geschichtswissenschaft«, die explizit auf eine »Kanonisierung« zentraler fachhistorischer Konzepte abzielten,<sup>20</sup> tauchten unter knapp hundert sehr vielfältigen Termini weder die »Organisation« noch die oft synonym verwendete »Institution« auf.<sup>21</sup> Dieser Eindruck bestätigt sich auch beim Blick in andere einschlägige Lehr- und Einführungsbücher in die Geschichtswissenschaften: Im von Hans-Jürgen Goertz im Jahr 1997 herausgegebenen und mehrmals aufgelegten »Grundkurs« zur »Geschichte« hat es die »Organisation« nicht einmal ins sehr ausführliche Sachregister geschafft. Auch in anderen aktuellen Standardwerken zu Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaften spielt der Begriff letztlich keine nennenswerte Rolle.<sup>22</sup>

Die Organisation hat sich damit also gerade nicht als (zeit-)historischer Leitbegriff etablieren können. Die tieferen Ursachen hierfür liegen nicht zuletzt in den jeweiligen theoretischen Großtrends und mithin in der Geschichte der Geschichtswissenschaft selbst begründet. In den nach 1945 in (West-)Deutschland wiederformierten historischen Disziplinen knüpften die meisten Forscher in den 1950er Jahren zunächst bevorzugt an ältere, zumeist eher historistisch ausgerichtete Traditionsbestände an, die sich demonstrativ von in der NS-Zeit stark kontaminierten Volks- oder Rassen geschichten, aber zugleich auch von der in der DDR praktizierten marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung absetzten.<sup>23</sup> In seinem buchstäblich epochemachenden Aufsatz zur »Zeitgeschichte als Aufgabe« sprach Hans Rothfels im Jahr 1953 zwar die »Arbeitsorganisation« der

19 Ebd., S. 620ff.

20 Jordan, *Grundbegriffe*, S. 9.

21 Ebd., S. 5–8.

22 Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*; Goertz, *Geschichte*; Jordan, *Theorien*.

23 Dazu generell Raphael, *Geschichtswissenschaft*.

Geschichtswissenschaft an; sonst spielten in seinem Programmaufriss Organisationen keine explizite Rolle.<sup>24</sup> Und dies bestätigte den Trend: In der weitgehend die frühe Nachkriegszeit dominierenden Politik- oder Ideengeschichte bestimmten im Rückgriff auf das 19. Jahrhundert insbesondere große Persönlichkeiten sowie diplomatische oder kriegerische Haupt- und Staatsaktionen die zeithistorische Szenerie, während in aller Regel staatlichen Organisationen (wie Ministerien, Verwaltungen oder Armeen) als solchen theoretisch eine bestenfalls randständige bis rahmengebende Rolle zukam; sie standen perspektivisch nicht im Zentrum eines noch vorwiegend historistischen Interesses an den Entscheidungen großer Männer oder der Verbreitung weltbewegender Ideen.<sup>25</sup>

Theodor Schieder, eine der einflussreichsten Gründungsfiguren der bundesdeutschen Geschichtswissenschaft, explizierte sein eigenes Organisationsverständnis sehr markant in einem kurz vor seinem Tod im Jahr 1983 gehaltenen Jubiläumsvortrag. Gleich zu Beginn formulierte er die knappe Frage: »Was hat Geschichte als Wissenschaft und die Geschichtsschreibung mit Organisation zu tun?« Seine erste Antwort fiel bezeichnenderweise ernüchternd aus: »Die reiche, in den letzten Jahren sogar überreiche Literatur, die sich den Methoden und der Theorie der Geschichtswissenschaft gewidmet habe, gebe »auf diese Frage keine Antwort.«<sup>26</sup> Dabei seien Historiker selbst »innerhalb eines durchorganisierten Systems von Archiven, Bibliotheken und Quellensammlungen« tätig. Schieder hob die Omnipräsenz von Organisationen in der historiografischen Alltagspraxis bereits seit ihrer Etablierung an den Universitäten im 19. Jahrhundert eindrucklich hervor:

»Der Vergleich zu früheren Zeiten gewaltige Apparat einer etablierten ›Großwissenschaft‹ [...] ist uns selbstverständlich geworden, ein Gebäude von Kommissionen, Instituten, Vereinen, Symposien steht vor uns, das oft etwas Bedrückendes, die Spontaneität jedes einzelnen Einengendes hat. Wir sind es gewöhnt, daß die materielle Förderung der Forschung [...] in erster Linie an Organisationen geht oder wenigstens an solche angelehnt ist.«<sup>27</sup>

Dieser Organisationscharakter habe die Entstehung des akademischen Faches von seinen Anfängen an begleitet – ja maßgeblich befördert. Mit der »Erschließung von Quellen« hatte für Schieder auch die »Organisation

---

24 Rothfels, *Zeitgeschichte*, S. 5.

25 Dazu umfassend Jordan, *Theorien*, S. 97ff.

26 Schieder, *Organisation*, S. 265.

27 Ebd., S. 266f.

der Geschichtswissenschaft« begonnen, da diese Aufgabe in den großen Editionsprojekten des 19. Jahrhunderts »nur durch Arbeitsteilung unter vielen erfüllt werden« konnte.<sup>28</sup> Doch an diesem Punkt brach Schieder seine konzeptionellen Überlegungen abrupt ab und wandte sich beziehungsweise den verschiedenen Persönlichkeiten und Ereignissen zu, die derlei Organisationsprozesse befeuerten – ein dezidiertem Ansatzpunkt für weitergehende Reflexionen erwuchs aus derlei Beobachtungen also letztlich kaum.<sup>29</sup>

Organisationen spielten analytisch für Schieder ohnehin kaum eine Rolle: 1965 definierte er in seinem Einführungswerk »Geschichte als Wissenschaft« diese als »Geschichte der großen menschlichen Gemeinschaftsgebilde und der in ihnen wirksamen, Geschichte gestaltenden Menschen« – also diejenige der Staaten und der sie lenkenden »großen Persönlichkeiten«.<sup>30</sup> Mithin unterschied Schieder »drei Faktoren«, durch die »geschichtliche Bewegung« bewirkt werde: neben den »führenden Personen, die das Schaltwerk der Geschichte bedienen«, seien dies die »in den großen sozialen Gebilden gegenwärtigen Massen der anonymen Einzelnen« sowie schließlich die »außerpersonalen Kräfte der Umstände, der objektiven Gegebenheiten oder Strukturen« wie etwa des Raumes, der Demografie oder der Ressourcen.<sup>31</sup> Der in dieser Zeit an Prominenz gewinnende Begriff der »Struktur« ermögliche es dabei, »soziale, politische wie nationale aber auch epochale Strukturen« als wesentliche »Gliederungsformen sozialer Gruppen und politischer Gebilde wie Staaten, den Bau von Volkskörpern und schließlich die Schichtungen« zu unterscheiden; Organisationsformen auf mittlerer Ebene zwischen »Staat« und »Personen« spielten in dieser Lesart noch keine nennenswerte Rolle.<sup>32</sup>

Die von Schieder und anderen in der Nachkriegszeit wiedereingerichtete, mithin stark personen-, ereignis-, ideen- und letztlich politikhistorisch orientierte Geschichtswissenschaft blieb indes nicht unangefochten. Bereits im Laufe der 1960er Jahre forderte – über die konzeptionelle Brücke der »Strukturgeschichte«<sup>33</sup> – eine als politisch-kritisches Generationenprojekt aufgeladene Sozialgeschichte den historistischen Traditionalismus offensiv

---

28 Ebd., S. 267.

29 Zur Person vgl. Nonn, *Schieder*; Haar, *Historiker*.

30 Schieder, *Geschichte*, S. 20.

31 Ebd., S. 106.

32 Ebd., S. 165.

33 Vgl. Chun, *Moderne*; Etzemüller, *Sozialgeschichte*.

und demonstrativ heraus. So suchten die Vertreter der bald stilbildenden »Bielefelder Schule« gezielt den Anschluss an die zeitgenössischen Sozialwissenschaften und hier diskutierte theoretischen Modelle, bezogen sich aber zugleich auch intensiv auf soziologische Klassiker wie Max Weber.<sup>34</sup> Der zeitgeistige Fokus auf (neo-)marxistisch-materialistische Interpretationen stieß die Polit-Persönlichkeiten bilderstürmerisch von ihren Sockeln und wandte sich nun mit großer Emphase gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen der Modernisierung zu: Klassen, Schichten oder Milieus rückten fortan in den Fokus der Aufmerksamkeit der jüngeren Sozialhistoriker, während entsprechend hiermit verknüpfte Organisationen wie Parteien, Verbände, Betriebe oder Gewerkschaften vorwiegend als abgeleitete »Transmissionsriemen« bzw. angelagerte Kollektivsubjekte sozioökonomisch begründeter Großkonfliktlagen und gesellschaftlicher Widersprüche zwischen Arbeit und Kapital erschienen. Organisationen fungierten damit zuallererst als »Struktur-Agenten«<sup>35</sup> der kollektiven Mobilisierungen des Bürgertums oder der sich formierenden Arbeiterklasse.<sup>36</sup>

Das Organisations-Konzept als solches konnte auf diese Weise nicht zum bevorzugten Kristallisationskern übergreifender sozialhistorischer Theorie-Diskussionen werden. Diese eigentümliche Form der theoretischen Nicht-Zentrierung von Organisationen bei gleichzeitiger praktisch-empirischer Omnipräsenz lässt sich exemplarisch auch bei den prominenten Vertretern der Sozialgeschichte herausarbeiten: Hans-Ulrich Wehler rezipierte zwar intensiv einschlägige Befunde der »Historischen Verbandsforschung«, die sich typologisierend mit im 19. Jahrhundert aufkommenden Parteien oder Gewerkschaften befasste, interessierte sich aber insbesondere für deren gesellschaftliche »Funktion« sowie die hiervon abgeleitete Frage, »welche strukturellen Probleme sie aufwarfen bzw. an ihnen abgelesen werden« können.<sup>37</sup> Auch in seiner monumentalen »Gesellschaftsgeschichte« spielten Organisationen zwischen den bekannten Kernkategorien Wirtschaft, Sozialstruktur, Herrschaft und Kultur keine tragende Rolle.<sup>38</sup> Hans Mommsen rückte in seinen zahlreichen Arbeiten zum NS-Herrschaftssystem die entsprechenden Ministerial-, Militär- und Partei-

---

34 Hierzu: Hitzer/Welskopp, *Bielefelder Schule*.

35 Langewiesche, *Umschreiben der Geschichte*, S. 68 sowie auch die anderen Beiträge in dem Band von Langewiesche/Osterhammel/Nolte, *Gesellschaftsgeschichte*.

36 Vgl. Ziemann, *Gesellschaftsgeschichte* sowie auch die Beiträge in Maeder/Lüthi/Mergel, *Sozialgeschichte*.

37 Wehler, *Sozialwissenschaft*, S. 151–160.

38 Dazu: Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*.

Bürokratien in ihrer »kumulativen Radikalisierungstendenz« zwar prominent in den Mittelpunkt; doch im Zuge dieser kompetitiv-chaotisierenden »Polykratie« arbeite er vielmehr *ex negativo* die sukzessive Auflösung »jederlei bürokratischer Rationalität«<sup>39</sup> durch die »psychologischen Desorganisationserscheinungen« heraus,<sup>40</sup> die vom NS-System und Adolf Hitlers personalisierter (Nicht-)Herrschaftspraxis ausgegangen seien: »Sowohl innerhalb wie außerhalb des Parteiapparats« sei auf diese Weise »die gesamte institutionelle Struktur flüssig« geworden.<sup>41</sup>

Schon frühzeitig und intensiv hatte auch Jürgen Kocka industrielle Betriebe untersucht und dabei »Management-Funktionen« als »unternehmensinterne Organisations- und Herrschaftsverhältnisse« behandelt, um dabei grundlegende »Konzeptionen und Vorstellungen vom industriellen Management« im Kontext sich formierender betrieblicher »Bürokratien« herauszuarbeiten.<sup>42</sup> Wenige Jahre später stellte Kocka die industriellen »Großunternehmen« als wichtiges Strukturelement eines von ihm vorgeschlagenen Analyse-Konzepts eines als Idealtypus entwickelten »Organisierten Kapitalismus« heraus: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hätten unternehmerische Organisationsformen in ihrer Entwicklung hin zu »wissenschaftlicher Unternehmensleitung, zu Spezialisierung und effizienter Organisation, zu begrenzter Planung und unternehmensspezifischer Bürokratisierung« vermittels ihrer internen »Organisationstendenzen« zur »letztlich unkontrollierten, ziemlich chaotischen, sich stark beschleunigenden Expansion der Gesamtwirtschaft« maßgeblich beigetragen.<sup>43</sup> Diese Grundtendenz hätte dann zu Beginn des 20. Jahrhunderts in den »Ideen, Ideologien und kollektiven Mentalitäten« der westlichen Welt zu einer regelrechten »Glorifikation von Organisation und Effizienz« vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs geführt.<sup>44</sup>

Aus der übergreifenden Makro-Perspektive der neuen Sozialgeschichte erschienen verschiedene Organisationsformen wie vor allem Betriebe, Gewerkschaften, Vereine oder Parteien also durchaus als bedeutsame typologische Strukturelemente mit spezifischen gesellschaftlichen Artikulations- bzw. Konfliktfunktionen im Prozess einer übergreifenden »Moderni-

---

39 Mommsen, *Hitlers Stellung*, S. 87.

40 Ebd., S. 83.

41 Ebd., S. 81.

42 Kocka, *Industrielles Management*, S. 332f.

43 Kocka, *Organisierter Kapitalismus*, S. 21.

44 Ebd., S. 23.

sierung«. Waren entsprechende Eliten-, Schicht- oder Klassenorganisationen in den sozialhistorischen Einzelstudien praktisch wie empirisch allgegenwärtig, blieben diese jedoch theoretisch neben sozialhistorischen Leitbegriffen wie »Gesellschaft«, »Struktur« oder »Prozess« randständig und fungierten bevorzugt als *Explanans*, nicht als *Explanandum*. Bei Wehler lagen sie unterhalb der leitenden Groß-Kategorien und wurden als strukturfunktionale Ausdrucks- und Aktionsformen übergeordneter Konfliktlagen gedacht; Mommsen interessierte sich vor allem für die radikalisierend-polykratischen Konkurrenzen, aber nicht so sehr für die (vermeintlich rationalen) Bürokratien selbst; und auch Kocka fokussierte insbesondere den sich entfaltenden Kapitalismus als übergreifendes Ordnungs- und letztlich auch Organisationsmuster.<sup>45</sup>

Die Dominanz sozialhistorischer Gesellschafts- und Strukturanalysen aus der Vogelperspektive währte indes nur kurz. In den 1980er Jahren sah sich die mittlerweile etablierte »Historische Sozialwissenschaft« ihrerseits mit neuerlicher Grundsatzkritik konfrontiert, die abermals mit generationellen Absetzungs- wie politisch-gesellschaftlichen Wandlungsprozessen verbunden war.<sup>46</sup> Den von der Sozialgeschichte eingenommenen Makro- und Modernisierungsperspektiven setzten nun wiederum jüngere Alltagshistoriker/innen verstärkt einen ethnologisch-anthropologisch inspirierten Blick auf konkrete Mikrokonstellationen entgegen; der Blickwinkel verschob sich dabei von der Arbeiterklasse zum Arbeiter selbst: Nicht mehr nur soziale Großgruppen, abstrakte Strukturen oder übergeordnete Prozesse, sondern eben konkrete Individuen in ihren alltäglichen Lebens- und Arbeitssituationen sollten fortan vermehrt die Agenda bestimmen. In dieser Lesart einer Geschichte »von unten« erschienen Organisationen – etwa in Form staatlicher Verwaltungen oder privater Betriebe – nun bevorzugt als oft bürokratisch-administrative und mithin disziplinierende Gegenspieler widerständig-eigensinniger Aneignungen oder individueller Sinnstiftungen.<sup>47</sup>

So forderte in Westdeutschland vor allem Alf Lütke in seinen programmatischen Arbeiten zum »Eigen-Sinn« vehement eine radikale Perspektivumkehr: In der Hinwendung zu »Alltagswirklichkeiten und Alltagspraktiken« verschob sich so der Blick von den politischen

---

45 Dazu in der Gesamtbilanz die Debattenbeiträge bei Mergel/Welskopp, *TheorieDebatte* sowie auch bei Hitzer/Welskopp, *Bielefelder Schule*.

46 Dazu programmatisch die Beiträge bei Lütke, *Herrschaft*.

47 Vgl. Berliner Geschichtswerkstatt, *Alltagskultur*.

»Kommandohöhen« sowie kollektivistisch gedachten »Bürokratien, Parteien oder »Massen« hin auf die eigensinnigen Handlungs- und Reaktionsweisen einzelner Subjekte.<sup>48</sup> Für Lüdtkke waren Organisationen somit perspektivisch problematische bis antagonistische Gebilde, wie er exemplarisch in einem Abschnitt zur »Ordnung der Organisation« der Arbeiterklasse im späten 19. Jahrhundert herauspräparierte: Der bisher vorherrschende, sozialhistorische Blick »von oben« auf »die« politischen Aktivitäten der Arbeiterschaft« im Rahmen von zentralistisch organisierten Parteien oder Gewerkschaften verstelle dabei »andere Anstrengungen, eigene Bedürfnisse und Interessen« einzelner Arbeiter als handelnden Subjekten in alltäglichen Situationen.<sup>49</sup> Diese hätten sich als einzelne oder auch in Gruppen häufig »Vorschriften und Zumutungen der politischen Instanzen und Bürokratien« im Alltag eigen-sinnig bis widerständig zu entziehen versucht.<sup>50</sup> Und auch übergreifend richtete sich Lüdtkkes zentrales Anliegen, »die gewohnten Grenzen zwischen dem Politischen und dem Privaten« analytisch zu »überschreiten«, in perspektivischer Opposition zu Organisationen aus. Diese erscheinen im individuellen Alltag als antagonistische Instanzen in Gestalt von kontrollierenden Polizeien, hierarchischen Betriebsführungen oder disziplinierenden Partei- oder Gewerkschaftsleitungen. Und eben diesem grundsätzlich organisations-skeptischen Grundansatz einer mikrohistorisch verstandenen »Herrschaft als sozialer Praxis« folgten dann auch eine ganze Reihe empirischer Einzelstudien in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren.<sup>51</sup>

Von der sozialhistorischen Makroperspektive führte der fachinterne Methodenstreit über die alltagshistorischen Mikrogeschichten schließlich seit den frühen 1990er Jahren hin zu zunehmend verbreiteten kulturhistorischen Meta-Analysen. Insbesondere die Deutungen, Wahrnehmungen und Erzählungen der Zeitgenossen avancierten zu zentralen methodischen Fluchtpunkten auch in der deutschen Geschichtswissenschaft, die nun ihrerseits in einer ganzen Reihe an immer neueren »turns« intensiv den Anschluss an dem (De-)Konstruktivismus verpflichtete Sprach- und Kulturwissenschaften suchte.<sup>52</sup> Makroperspektivische Diskursanalysen sowie mikroperspektivische Praxeologien konnten dabei relativ unvermittelt

---

48 Lüdtkke, *Eigen-Sinn*, S. 15.

49 Ebd., S. 161.

50 Ebd., S. 165.

51 Vgl. exemplarisch etwa Jessen, *Polizei, Lindenberger, Straßenpolitik*.

52 Dazu: Bachmann-Medick, *Cultural Turns*.

nebeneinander betrieben werden; in postmoderner Vielfaltigkeit rückten derweil immer neue Debattenfelder und potenzielle Forschungsobjekte ins disziplinäre Blickfeld, das sich – auch unter einem wachsenden Vermarktlichungsdruck zur beständigen Erzeugung und Inszenierung innovativer Projektformate<sup>53</sup> – immer stärker ausdifferenzierte: etwa in Form neuer Subdisziplinen wie der Medien-, der Umwelt-, der Wissens-, der Körper- sowie Emotionsgeschichte.<sup>54</sup> Nach der Jahrtausendwende traten ferner transnationale, postkoloniale oder globalhistorische Perspektiven sowie jüngst die Geschichten von Materialitäten oder Mensch-Tier-Beziehungen hinzu.<sup>55</sup>

Gegen eine drohende »Zerfaserung« einer kulturhistorisch orientierten Geschichtswissenschaft hatten bereits die etablierten Sozialhistoriker frühzeitig lautstark polemisiert.<sup>56</sup> Mitte der 1990er Jahre, gewissermaßen an der Schwelle zwischen den widerstreitenden Paradigmen, warnte auch Thomas Welskopp in einem Plädoyer für eine Vermittlung von strukturorientierter Sozial- und handlungsbezogener Kulturgeschichte bereits davor, dass die »akteursorientierten Opponenten der Sozialgeschichte« letztlich selbst Gefahr liefen, in ihrem kategorialen Fokus auf »auf der mikrohistorischen Ebene der unmittelbar interagierenden Subjekte« übergreifende »Institutionen und Handlungsfelder« weitgehend auszublenden: Dabei drohe man nun zu vernachlässigen, so Welskopp, »daß Institutionen und Organisationen selber – analysewürdige – soziale Kontexte« darstellten; ausgerechnet also »Organisationen und Assoziationen als Orte sozialen Handelns« drohten auf diese Weise im kulturhistorischen Blick wesentlich »unterbelichtet« zu bleiben.<sup>57</sup>

Weniger als Bedrohung, sondern vielmehr als mögliche Chance für eine theoretisch fundierte Organisationsgeschichtsschreibung wollte Reinhard

53 Siehe dazu auch den Beitrag von Christian Mentel in diesem Band.

54 Exemplarisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit zur Mediengeschichte Bösch, *Mediengeschichte*, zur Umweltgeschichte Radkau, *Ära der Ökologie*; Uekötter, *Umweltgeschichte*, zur Wissensgeschichte Sarasin, *Wissensgeschichte*, zur Körpergeschichte ebenfalls Sarasin, *Reizbare Maschinen*, zur Emotionsgeschichte Plamper, *Geschichte und Gefühl*; Przyrembel, *Sehnsucht*.

55 Vgl. zur postkolonialen sowie trans- und globalgeschichtlichen Perspektive exemplarisch Conrad/Randeria, *Eurozentrismus*; Conrad, *Global History*, zur Geschichte von Materialitäten Füssel/Habermas, *Materialität*; Burkart u.a., *Ding*, zur *animal history* Krüger/Steinbrecher/Wischermann, *Tiere und Geschichte*; Brantz/Mauch, *Tierische Geschichte*.

56 Vgl. generell Wehler, *Kulturgeschichte*.

57 Welskopp, *Handeln und Struktur*, S. 43ff, dazu weiterführend auch Welskopp, *Praxisgeschichte*.

Blänkner die sich abzeichnende historiografische Hinwendung zur Kulturgeschichte verstehen. In einem 1994 veröffentlichten und an die institutionentheoretischen Arbeiten des Politikwissenschaftlers Gerhard Göhler anknüpfenden Aufsatz kritisierte er zunächst den gängigen, empiristisch-naiven Umgang mit »Institutionen« – die er de facto synonym als Organisationen begriff<sup>58</sup> – in der bisherigen Politik- und Sozialgeschichtsschreibung:

»[Die] Geschichtswissenschaft [hat] sich bisher vorrangig auf die deskriptive Untersuchung der historischen Genese einzelner Institutionen wie etwa Staat, Verfassung, Stände, Parlamentarismus u.a. beschränkt. Nur vereinzelt stößt man bisher dagegen in der Geschichtswissenschaft auf Reflexionen über das Institutionelle der Institutionen.«<sup>59</sup>

Dieser »Vernachlässigung des institutionellen Faktors«<sup>60</sup> wollte Blänkner gezielt durch grundlegende »Fragen nach ihrer Struktur, Funktion und ihrem Sinnverständnis sowie nach ihrer Legitimation und Prozessen ihrer Delegitimation« begegnen, um so deren spezifische »Historizität« herausarbeiten zu können.<sup>61</sup> Blänkner erblickte hierin eine aussichtsreiche Vermittlungsperspektive »zur Überwindung des vermeintlichen Gegensatzes zwischen Sozial- und Kulturgeschichte einerseits und Politischer Geschichte andererseits«.<sup>62</sup> Er plädierte damit für eine praxeologisch-reflexive Wendung einer empirisch-konventionellen Organisationsgeschichtsschreibung, die verschiedene Perspektiven mit einem weitgefassten, institutionellen Organisationsbegriff zu verschränken helfen könne: In Absetzung von einer »objektivistischen Sicht«, die Organisationen »als reifizierte, von den Menschen scheinbar unabhängige Gebilde mit jeweils eigener Geschichte (Staat, Verfassung, Parlament etc.) und Logik« verstehe sowie durch ein »vorherrschende[s] einseitige[s] Interesse an Strukturen und Prozessen langer Dauer« gekennzeichnet sei, solle eine neue, kulturhistorisch informierte Betrachtungsweise treten, die Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte sowie Makro- und Mikroperspektiven integrativ zusammenführen könne. Eine solche Lesart rücke

---

58 Blänkner, *Überlegungen*, S. 100.

59 Ebd., S. 85.

60 Ebd., S. 100.

61 Ebd., S. 88f.

62 Ebd., S. 104.

»[den] Blick auf die Menschen und deren soziale Praxis in den Mittelpunkt, in deren Prozeß Institutionen als auf Stabilität und Dauer angelegte Ordnungs- und Orientierungsleistungen hervorgebracht werden.«<sup>63</sup>

Letztendlich sollten die folgenden Entwicklungen der 1990er und 2000er Jahre eher Welskopp's Skepsis denn Blänkner's Optimismus bestätigen. Organisationen (bzw. auch »Institutionen«) avancierten in der Folge eben gerade nicht zu einem möglicherweise vermittelnden perspektivisch-theoretischen Kristallisationskern (zeit-)historischer Forschungsdebatten, obwohl einzelne Arbeiten das von Blänkner so eindrucksvoll unterstrichene Synergie-Potenzial organisationshistorischer Zugriffsweisen auch für eine kulturhistorische gewendete Geschichtswissenschaft in dieser Zeit exemplarisch wie vielfältig vorführten.<sup>64</sup>

Dieser durchaus vielfältigen zeithistorischen Einzelfallforschungen zum Trotz blieben Organisationen in den sonst ungemein stark ausgeprägten kulturhistorischen (Selbst-)Reflexionen damit im Windschatten der einschlägigen Großtrends bemerkenswert unterbelichtet. Auch in den einschlägigen kulturhistorischen Lehr- und Nachschlagewerken erscheinen Organisationen gerade nicht als prominente kulturhistorische Leit- und Analysekatagorien, was letztlich auch mit einem impliziten, meist ausgesprochen antagonistischen Organisationsverständnis zusammenhängt, das über zentrale kulturhistorische Stichwort- und Theoriegeber wie Michel Foucault, Pierre Bourdieu oder Bruno Latour vermittelt wurde.<sup>65</sup> Die noch immer tonangebenden Kulturhistoriker/innen arbeiteten zwar intensiv auf der Makroebene übergreifender Diskurse, der Mikroebene subjektiver Praktiken sowie der Metaebene kultureller Deutungen und Wahrnehmungen; die dazwischen gelagerten Mesoebenen der Organisationen blieben demgegenüber tatsächlich ausgesprochen unterreflektiert bzw. »unterbelichtet«. Und auch als ein knappes Jahrzehnt nach der Jahrtausendwende

---

63 Ebd., S. 104.

64 Vgl. auch hierzu ohne Anspruch auf Vollständigkeit die Studien zur Polizei von Weinbauer, *Schutzpolizei*; Jessen, *Polizei*; Lindenberger, *Volkspolizei*; die Untersuchung von Thomas Mergel zum Weimarer Parlament (Mergel, *Parlamentarische Kultur*), die Studie von Lutz Raphael zur Verwaltung im 19. Jahrhundert (Raphael, *Recht und Ordnung*), die verschiedenen Ansätze von Armin Nolzen zu einer (bislang unvollendeten) Geschichte der NSDAP (etwa Nolzen, *Moderne Gesellschaft*), die Analyse von Frank Bösch zur Adenauer-CDU (Bösch, *Adenauer-CDU*) oder die Arbeit von Sven Reichardt zu faschistischen Kampfbünden (Reichardt, *Kampfbünde*).

65 Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*, Landwehr, *Kulturgeschichte*; Tschopp/Weber, *Grundfragen*; Burke, *Kulturgeschichte*.

der beschriebene Trend einer neuen, »aufarbeitenden« Organisations- und Verwaltungsforschung mit Macht einsetzte, schien sich an der früheren Diagnose einer zeithistoriografischen »Vernachlässigung« zunächst wenig geändert zu haben.

## 2. Theorie-Objekte? Organisationen in der sozialwissenschaftlichen Diskussion

Während sich Historiker/innen oftmals jeglicher weitergehender Diskussionen zu Organisationen enthalten, beschäftigt sich die Soziologie in Deutschland dagegen schon seit mehr als einhundert Jahren mit (modernen) Organisationen als gegenwartsprägenden Sozial- und Kulturformen; seit den 1970er und 1980er Jahren hat sich die Organisationssoziologie schließlich auch als eigene Subdisziplin etabliert.<sup>66</sup> Zur einführenden Orientierung lohnt auch hier ein Blick in das vielfach aufgelegte Standardwerk zu »Grundbegriffen der Soziologie« aus dem Jahr 2006. Roger Häußling und Gunter Zimmermann definieren in ihrem Artikel eine »Organisation« als »soziales Gebilde«, das »Mitgliedschaftsregeln« aufweise, »aufgabenorientierte Strukturen und Prozesse ausgebildet« habe sowie »durch Zwecksetzungen eine funktionale Spezifität« besitze.<sup>67</sup> Organisationen seien dabei ein recht »spätes Produkt gesellschaftlicher Entwicklung«, entstanden im 18. und insbesondere im 19. Jahrhundert mit einer »starken Verbreitung des Beamtenapparats« zunächst im Bereich der westlich-atlantischen (National-)Staaten sowie ihrer Verwaltungen, später dann auch bei Unternehmen, Vereinen, Parteien und Gewerkschaften.<sup>68</sup>

Systematisch unterscheiden Häußling und Zimmermann terminologisch drei begriffliche Verwendungsformen: *Erstens* »das Organisieren«, verstanden als »koordinierende, ordnende und gestaltende Tätigkeit, die sozialwirksam« sei; *zweitens* »die Organisiertheit«, gefasst als »Eigenschaft eines Gebildes«; sowie *drittens* »das Organisaat«, beschrieben als »Produkt des Organisierens«.<sup>69</sup> Dieser Dreiklang lasse Organisationen letztlich als einen »sehr heterogene[n] Untersuchungsgegenstand« hervortreten, der

<sup>66</sup> Vgl. Hiller/Pohlmann, *Organisationssoziologie*.

<sup>67</sup> Häußling/Zimmermann, *Organisation*, S. 218.

<sup>68</sup> Ebd., S. 219.

<sup>69</sup> Ebd., S. 218.

»mit dem Lebensgefühl in modernen Gesellschaften« korrespondiere, dass diese »nahezu in jedem Lebensbereich und in jeder Lebensphase allgegenwärtig« seien.<sup>70</sup> Die Verwendungsweisen seien eng mit organisationssoziologischen Forschungstraditionen verknüpft: »Mikroperspektiven« nähmen *erstens* vor allem »Individuen und (Klein-)Gruppen« inner- oder außerhalb von Organisationen in den Blick, die so als »Lebensräume« analysiert werden. Auf diese Art und Weise werde deren »soziale Wirklichkeit« analysiert und es kämen »geplante« wie »ungeplante soziale Prozess« sowie »Netzwerke sozialer Beziehungen« ins Blickfeld. *Zweitens* würden »Mesoperspektiven« Organisationen als »Koordinationssysteme« untersuchen und sich mit »Prozessen und Strukturen« sowie »Aufgaben-, Kompetenz- und Instanzenordnung(en)« in ihren oft vielfältigen »funktionale(n)« wie »hierarchische(n) Dimensionen« beschäftigen. Schließlich befassten sich »Makroperspektiven« *drittens* mit dem »Wechselverhältnis« zwischen Organisationen und ihrer »(gesellschaftlichen) Umwelt«, wobei vor allem bestimmte »Funktionen in Bezug auf Gesellschaft« beschrieben würden.<sup>71</sup> Das gegenwärtige sozialwissenschaftliche Organisationsdenken erfasst diese damit als auf Makro-, Meso- und Mikroebene konkret untersuchbare *Prozesse, Merkmale oder Produkte*.

Gerade in unserem Zusammenhang erscheint es jedoch reizvoll, etwas tiefer in die facettenreiche Theoriegeschichte der (west-)deutschen Organisationssoziologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts einzutauchen, um so wesentliche Debattenstränge und hiermit verknüpfte perspektivische Grundprobleme zu identifizieren. Wie so oft scheint dabei am Anfang Max Weber gewesen zu sein. Auch die heutige Organisationssoziologie beruft sich in ihren Schriften zumeist auf den Großgelehrten aus Heidelberg. Und tatsächlich hatte Weber in seinem posthum veröffentlichten Hauptwerk »Wirtschaft und Gesellschaft« der Organisation einen prominenten Platz eingeräumt. Gerade die Deutschen hätten, so Webers eindringliche Zeitdiagnose im Jahr 1919, die »rationale, arbeitsteilige, fachmäßige bürokratische Organisation aller menschlichen Herrschaftsverbände, von der Fabrik bis zum Heer und Staat, virtuosenhaft entwickelt«, bis die US-Amerikaner gegen Ende des Weltkrieges diese schließlich überholt und somit auch geschlagen hätten.<sup>72</sup> Der gerade erst beendete Krieg habe in radikaler Weise den »Siegesszug dieser Lebensform über die ganze

---

70 Ebd., S. 219f.

71 Ebd., S. 220.

72 Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, S. 1058.

Welt« befeuert. Der von Weber konstatierte »nüchterne Tatbestand der universellen Bürokratisierung« rückte diese spezifische Sozialform dann konsequenterweise auch in den Mittelpunkt moderner Gesellschaften:

»Gewiß ist die Bürokratie bei weitem nicht die einzige moderne Organisationsform, so wie die Fabrik bei weitem nicht die einzige gewerbliche Betriebsform ist. Aber beide sind diejenigen, welche dem gegenwärtigen Zeitalter und der absehbaren Zukunft den Stempel aufdrücken. Der Bürokratisierung gehört die Zukunft.«<sup>73</sup>

Eben diese Bürokratie als Organisationsform zeichne sich »gegenüber anderen geschichtlichen Trägern der modernen rationalen Lebensordnung« durch »ihre weit größere Unentrinnbarkeit« aus; die hiermit verknüpfte, idealtypische »legale« Herrschaftsform qua fachgeschulten Beamten arbeitete Weber als einen Grundpfeiler seiner einflussreichen Herrschaftssoziologie aus.<sup>74</sup>

Weber, aber auch andere zeitgenössische Fachkollegen wie Georg Simmel<sup>75</sup> hatten die rational-moderne Organisationsformen nach der Jahrhundertwende und meist unter dem unmittelbaren Eindruck des Weltkrieges erstmals umfassend als eigenen sozialwissenschaftlichen Forschungsgegenstand beschrieben. Dieser frühe soziologische Debattenstrang wurde jedoch erst in den späten 1950er Jahren in der westdeutschen Soziologie wieder verstärkt aufgegriffen. Paradigmatisch hierfür erscheint das 1963 veröffentlichte, schnell zum vielfach neuaufgelegten Standardwerk avancierte Buch der Soziologin Renate Mayntz: In ihrer »Soziologie der Organisation« knüpfte sie an ihre prominenten Vorläufer an, indem sie die Organisation als »eine für die moderne Gesellschaft höchst bedeutsame Kategorie struktureller Einheiten aus allen sozialen Erscheinungsformen« heraussonderte. Diese erschien dabei »jedoch nicht nur als eine Ordnungsform, sondern auch ein wichtiges Element gesellschaftlicher Dynamik«; die »gesellschaftliche Einbettung des modernen Menschen« in ein weitläufiges Geflecht an Organisationen weiche dabei gravierend von vormodernen Zeiten ab, in denen »Familie, Sippe, Nachbarschaft, Gemeinde oder Stamm« das soziale Leben geprägt hätten.<sup>76</sup>

Mayntz stimmte hierin grundsätzlich mit Weber überein, ging aber einen entscheidenden Schritt weiter, indem sie die Organisation zum sys-

73 Ebd., S. 1058f.

74 Ebd.; vgl. dazu allg. Kaube, *Weber*.

75 Vgl. Müller/Reitz, *Simmel-Handbuch*.

76 Mayntz, *Soziologie der Organisation*, S. 8.

tematischen Angelpunkt empirischer soziologischer Forschung machen wollte: Neben Heer, Kirche, Bildungs- und Gesundheitswesen und Verwaltung war es in ihren Augen vor allem aber der Betrieb, den sie historisch zwar zu den »jüngsten Organisationen« zählte, der jedoch im Kontext der »Industrialisierung« in der Gegenwart der frühen 1960er Jahre zur geradezu paradigmatischen Organisationsform aufgestiegen sei.<sup>77</sup> Interessanterweise erschien Mayntz die Ausbreitung der Organisation als »zweckgerichtetem Sozialgebilde« nun gerade nicht teleologisch als »universalgeschichtlicher Prozeß«, wie noch bei Weber, sondern als überaus komplexe und erklärungsbedürftige Entwicklungsdynamik, die auf zahlreichen technologischen, rechtlichen, gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen wie individuellen »Voraussetzungen« beruhe.<sup>78</sup> Demnach rückte Mayntz im Anschluss die spezifischen »Merkmale« moderner Organisationen in den Fokus: die »Zielgerichtetheit«, die »Wechselwirkung mit der Umwelt«, die »Selbsterhaltung« sowie die »Integration«; zugleich widmete sie den »Zielen«, der »Struktur«, den »Mitgliedern« und der »Zweckmäßigkeit« von Organisationen jeweils eigene Kapitel.<sup>79</sup>

Der besondere Reiz einer eigenen soziologischen Organisationstheorie lag für Mayntz letztlich in der perspektivischen Möglichkeit, Makro- bzw. Systemebene sowie Mikro- bzw. Handlungsebene umfassend auf mittlerer Position (der Organisation) miteinander zu verknüpfen: Die soziologische »Betrachtung« müsse »von Individuum und seinem Verhalten« gelöst und damit »der Blick direkt auf die Organisationen gerichtet werden, also auf Einheiten, die zwischen Individuum und Gesellschaft« situiert seien.<sup>80</sup> Den Deutungs- und Kompetenzanspruch einer neuen Organisationssoziologie brachte Mayntz dann auch durchaus selbstbewusst zum Ausdruck: Während ihre Fachkollegen die gegenwärtige Gesellschaft oft als »industrialisierte Gesellschaft«, »demokratische Massengesellschaft«, »spätkapitalistische oder Wohlfahrtsgesellschaft« um- und beschrieben, erschien Mayntz demgegenüber ein anderer Terminus passender – die »organisierte Gesellschaft«.<sup>81</sup>

Die von Mayntz programmatisch proklamierte »Soziologie der Organisation« sollte in den folgenden 1970er Jahren schließlich einen rasanten

---

77 Ebd., S. 8.

78 Ebd. S. 9.

79 Ebd.

80 Ebd., S. 30.

81 Ebd., S. 7.

Aufstieg zu einer bald mit eigenen Lehrstühlen ausgestatteten Subdisziplin im soziologischen Feld erleben. Und gerade als solche suchte sie vermehrt den Anschluss an die theoretischen Großströmungen ihrer Zeit – ganz dem von Mayntz bereits 1963 formulierten Diktum folgend, dass sich Organisationen »wie wenig andere soziale Phänomene« dazu eigneten, als »Übungsfeld für die anspruchsvollsten Methoden der Soziologie« zu fungieren.<sup>82</sup> Demnach waren es prominente Autoren und Ansätze aus den großen sozialwissenschaftlichen Theorie-Strömungen – der System-, der Strukturations- sowie der neuen Institutionentheorie –, die sich bis in die 1990er Jahre intensiv auch an der Organisation als theoretischem Fix- und Fluchtpunkt abarbeiteten.

In der (west-)deutschen Debatte war es insbesondere Niklas Luhmann, der energisch für eine neue Organisationsforschung plädierte, die Organisationen als komplex programmierte, kommunikative wie selbsterhaltungsbezogene Systeme mit vielfältigen Umweltbeziehungen in den Blick nehmen sollte. In seiner 1964 erschienenen Habilitationsschrift setzte sich Luhmann, der als Jurist selbst seine eigene Karriere in der öffentlichen Verwaltung der 1940er Jahre begonnen hatte und von diesen intimen Einblicke in die Alltagspraxis stets zehrte,<sup>83</sup> kritisch mit der »klassischen oder traditionellen Organisationstheorie« auseinander, die noch immer von Max Weber und seinem Rationalitätsparadigma dominiert worden sei: »Das Ganze« von Organisationen werde rein formalistisch »durch einen feststehenden Zweck« beschrieben, »zu dem die Teile als Mittel« betrügen.<sup>84</sup> Doch nicht die vermeintlich »unentrinnbare Bürokratisierung« schien Luhmann als das Rätsel, sondern das keineswegs selbstverständliche Fortbestehen von Organisationen: So komme in klassischen Ansätzen »kaum zur Sprache, was ein System als Leistungszusammenhang erst verständlich« mache: »daß sein Bestand in einer veränderlichen Umwelt stets problematisch ist, daß es, um sich in einer solchen Umwelt unverändert zu halten, einer inneren Ordnung« bedürfe, »die der Systemerhaltung dienen« könne.<sup>85</sup>

Mit dieser frühen Programmschrift legte Luhmann, noch deutlich beeinflusst von Talcott Parsons, dem Doyen des US-amerikanischen Struk-

---

82 Mayntz, S. 52.

83 Siehe dazu etwa das biografische Interview mit Niklas Luhmann in Horster, *Luhmann*, S. 25–47, hier insbesondere S. 34ff.

84 Luhmann, *Funktionen und Folgen*, S. 23.

85 Ebd. S. 23f.

turfunktionalismus,<sup>86</sup> die Grundlage seiner eigenen Systemtheorie, mit der er in seiner Bielefelder Zeit für Furore sorgen sollte.<sup>87</sup> Organisationen erschienen in dieser Lesart als überaus komplexe Systeme, geprägt durch formalisierte Strukturen, die im Inneren jedoch durch das vielschichtige Verhalten ihrer Mitglieder sowie im Äußeren durch umfassende Umweltbeziehungen stets auf einen prekären Selbsterhalt »programmiert« seien:

»Die Spannungen zwischen System und Umwelt einerseits, zwischen Erwartungen und Handlungen andererseits, geben uns den Bezugsrahmen, vom dem her sich die Besonderheiten und Schwierigkeiten des Verhaltens in Organisationen verständlich machen lassen.«<sup>88</sup>

Eben dieser durchaus unbestimmte Zusammenhang zwischen übergeordneten Strukturen und individuellem Handeln trieb auch Anthony Giddens um. Der britische Sozialtheoretiker befasste sich seit den späten 1970er Jahren bei seinem Entwurf, die beiden seinerzeit widerstreitenden Großparadigmen der westlichen Soziologie theoretisch zusammenzuführen: Auf der einen Seite das gerade merklich in Auflösung befindliche, »orthodoxe« bzw. »objektivistische« Nachkriegs-Paradigma eines von Talcott Parsons begründeten Strukturfunktionalismus; auf der anderen Seite neue Formen von »subjektivistischen« Interaktions- und Handlungstheorien, die wiederum zentrale Impulse von französischen Sozialtheoretikern wie Michael Foucault oder Pierre Bourdieu bezogen.<sup>89</sup> Jenseits dieser Frontstellung zwischen makrosoziologischem »Objektivismus« und mikrosoziologischem »Subjektivismus« suchte Giddens nun einen eigenen, dritten Weg mit seiner bald vielzitierten Theorie der »Strukturierung«, die Struktur- und Handlungstheorien miteinander auf mittlerer Ebene kombinierte – und mithin auf die »Dualität« von Struktur und Handlung verwies. Insbesondere Institutionen und Organisationen sollten für Giddens in ihren raum-zeitlichen Dynamiken als »Strukturierungen« bzw. soziale Handlungsrahmen in den Fokus der Debatten rücken:

»The attempt to formulate a coherent account of human agency and of structure demands, however a very considerable conceptual effort. [...] The structuration of

---

86 Siehe einführend zu Parsons Jensen, *Parsons*; biografisch auch die Studie von Gerhardt, *Parsons*.

87 Vgl. zum Einfluss von Parsons auf das Luhmann'sche Denken die beiden Aufsätze Luhmann, *Parsons* und Luhmann, *AGIL*.

88 Luhmann, *Funktionen und Folgen*, S. 29.

89 Giddens, *Constitution of Society*, S. 133 u. 144ff.

institutions can be understood in terms of how it comes about that social activities become »stretched« across wide spans of time-space relations.«<sup>90</sup>

Etwa zur gleichen Zeit kam auch in der US-Organisationsforschung durch verschiedene Fachvertreter/innen ein neuer Ansatz auf, der den zwischenzeitlich in den Hintergrund gerückten Grundbegriff der »Institution« programmatisch in den Mittelpunkt rückte. Wie auch Giddens wollten die Vertreter des »Neo-Institutionalismus« letztlich »formale Strukturen« sozialer Systeme sowie deren »Wahrnehmung und Aneignung« durch individuelle Akteure in ein neues Verhältnis setzen.<sup>91</sup> Durch die Analyse der »Bedeutung von Wahrnehmungs- und Informationsverarbeitungsmustern für die Regulierung sozialen Handelns«<sup>92</sup> widmete sich diese Schule vor allem verschiedenen Institutionalisierungsgraden des sozialen Lebens, das sich insbesondere in Organisationen abspiele. Aus neo-institutionalistischer Perspektive wurde *erstens* die »Wichtigkeit von übergreifenden institutionellen Faktoren für die Reproduktion von Organisationen« auf der Makroebene betont; *zweitens* erschienen die »aktiven Aneignungsformen für die Wahrnehmungen und Interpretationen institutioneller Faktoren« auf einer Mikroebene bedeutsam; *drittens* schließlich lässt die »Relativierung des Stellenwertes expliziter Normen und hierauf bezogener Sozialisationsprozesse« gezielt offen, wie letztlich institutionelle Makroprozesse und individuelle Mikroebene in Organisationen konkret zusammenwirken.<sup>93</sup>

Mit unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen markierten während der 1970er und 1980er Jahre sowohl die Luhmann'sche Systemtheorie, der Giddens'sche Strukturations-Ansatz sowie der US-amerikanische Neo-Institutionalismus verschiedene theoretische Entwürfe, die Organisationsforschung durch eine gezielte Kombination oder gar Synthese von objektiv-formal-strukturellen Makro- sowie subjektiv-informell-individuellen Mikro-Perspektiven auf eine neue sozialtheoretische Grundlage zu stellen – und dies stets in kritischer Auseinander- und Absetzung mit den klassischen Weber'schen Rationalisierungs- und Bürokratisierungspostulaten sowie den in den ersten Nachkriegsjahrzehnten dominanten Strukturfunktionalismen.

---

90 Ebd., S. xxi.

91 Hasse/Krücken, *Neo-Institutionalismus*, S. 32.

92 Ebd., S. 28.

93 Ebd., S. 102f; vgl. überblicksartig zur Bedeutung des Neo-Institutionalismus auch den entsprechenden Abschnitt bei Bonazzi, *Geschichte*, S. 409–430.

Seit den 1990er Jahren sah sich die mittlerweile akademisch etablierte Organisationssoziologie in Deutschland indes mit neuen Herausforderungen konfrontiert, die auch in den theoretischen Debatten deutliche Spuren hinterließen. So trieb das Fach – gerade unter dem Eindruck zeitgenössisch konstaterter Großtrends wie Globalisierung und Digitalisierung – die Frage nach dem möglichen Wandel oder gar Niedergang moderner Organisationen maßgeblich um. Auch die scheinbar erdrückende internationale Dominanz der quantitativ-ökonomisch ausgerichteten US-amerikanischen *organizational studies*, zumeist an finanziell gut ausgestatteten Business Schools angesiedelt, ließ (und lässt) deutsche und europäische Organisationsforscher/innen um ihre theoretischen (Nischen-)Existenzen bangen. Zugleich stellt sich im Fach selbst die Frage, wie die Subdisziplin als »Bindestrich-Soziologie« gezielt den Anschluss an die allgemeine Soziologie sowie auch interdisziplinär an angrenzende Fächergruppen suchen kann.<sup>94</sup>

Nach der Jahrtausendwende begann sich die deutsche Organisationssoziologie in diesem Zusammenhang auch in Deutschland stärker für kulturwissenschaftliche Ansätze zu öffnen. Im expliziten Anschluss an Michael Foucault oder Pierre Bourdieu umrissen Ronald Hartz und Matthias Rietzer im Jahr 2014 die Konturen einer diskursanalytischen wie kritischen Organisationstheorie. Da Foucault mit seinem ausgeprägten Interesse an Macht, Diskursen und Subjektivität einen eigenen Organisationsbegriff nicht explizit ausgearbeitet hatte, generierten Hartz und Rietzer ein dezidiert kritisches Programm einer Organisationsforschung »nach Foucault«: Dabei ging es ihnen insbesondere um die »konkrete Erfassung der Genealogie und Transformation organisationsförmiger Praktiken und Verfahren und den damit verbundenen Wissensordnungen und Subjektivierungsweisen«.<sup>95</sup> Eine auf diese Weise ausgerichtete »kritische Ontologie der modernen Organisationen« solle nicht nur die bloße »Rekonstruktion gesellschaftlicher Problematisierungen und Interventionsräume« und die »damit verschränkten Formen des Organisierens« ermöglichen, sondern gezielt »Formen der Objektivierung und Subjektivierung« sowie die »Verschränkung von Wissen/Macht« mit »herrschenden Wissensordnungen, Machtmechanismen und Subjektivierungsformen« in und an modernen Organisationen herausarbeiten.<sup>96</sup>

---

94 Vgl. dazu Hiller/Pohlmann, *Organisationssoziologie*.

95 Hartz/Rätzer, *Organisationsforschung*, S. 10.

96 Ebd.

Statt auf Macht, Diskurse und Praktiken bezogen sich Oliver Dimbath, Hanna Haag, Nina Leonhard und Gerd Sebald im Jahr 2016 intensiv auf Formen des »Erinnerns und Vergessens auf unterschiedlichen Ordnungsebenen des Sozialen.«<sup>97</sup> Während derlei Vorgänge auf der Makroebene (von Kollektiven wie etwa Nationalstaaten) sowie der Mikroebene (von Individuen oder Kleingruppen wie Familien) mithilfe kulturwissenschaftlicher Ansätze mittlerweile umfassend theoretisiert und gut erkundet seien, ergebe sich gerade auf der Mesoebene von Unternehmen oder Verwaltungen immenser Nachholbedarf. In ihrer Programmschrift »Organisation und Gedächtnis« sollten daher – im Anschluss an klassische Gedächtnistheoretiker wie Maurice Halbwachs<sup>98</sup> – gezielt »Formen und Funktionsweisen sozialer Gedächtnisse in Organisationen als »Orten« des Gedächtnisses sowie als Feld für Vorgänge des Erinnerns und Vergessens« in den Mittelpunkt gerückt werden.<sup>99</sup> Dabei unterscheide sich die Funktionsweise von kollektiven Erinnerungsprozessen im Kontext von spezifischen »Organisationskulturen« doch ganz erheblich von anderen soziokulturellen Aus Handlungs- und Zuschreibungskonstellationen – gerade mit Blick auf den Konstruktionscharakter der hier entworfenen und erzählten Vergangenheiten:

»Gleichwohl sind Organisationen in jedem Fall anders zu behandeln als sonstige soziale Gruppen, da sie, im Gegensatz zu Familien, Clans, Stämme oder Nationen eher dazu neigen, ihre kollektive Identität nicht »automatisch, sondern planmäßig auszubilden.«<sup>100</sup>

Eben diese »planvolle Verfertigung von Geschichte und Geschichten« erscheine im Anschluss an Max Weber »eher als zweck- oder wertrationales Handeln denn als Verhalten.«<sup>101</sup> Die Autorinnen wollten mit ihrem gedächtnisanalytisch-erinnerungskulturellen Ansatz die »Vergangenheit der Organisation« gezielt mit der »Organisation der Vergangenheit« verschränken: So sollte zugleich die Ausbildung »gemeinschaftsbildender kollektiver Identität« *durch* Organisationen (für ihre Mitglieder) als auch der »vergangenheitsbezogene Output« von Organisationen (für die Gesellschaft) untersucht werden, wobei spezifisch vergangenheitsbezogene Organisationen

---

97 Leonhard u.a., *Organisation und Gedächtnis*.

98 Dazu das Standardwerk Halbwachs, *Kollektives Gedächtnis*.

99 Dimbath u.a., *Gedächtnisse*, S. 2.

100 Ebd., S. 9.

101 Ebd.

wie historische Forschungsinstitute, Archive, Gedenkstätten oder Museen in ihrer erinnerungspolitischen Doppelrolle besonders interessant seien.<sup>102</sup>

Schließlich wiesen im Jahr 2013 Ursula Müller, Birgit Rigraf und Sylvia M. Wilz in der organisationssoziologischen Theoriediskussion auf eine meistens weitgehend unbeachtete Konfliktlinie hin – und forderten vehement eine »(Neu)Konzeption zur Vergeschlechtlichung von Organisationen«.<sup>103</sup> Zwar bilde die »Tatsache, dass wir als Gesellschaftsmitglieder Organisationen nicht entrinnen können und bereits früh ihre unterschiedlichen gesellschaftlichen Aufgaben kennenlernen« eine grundlegende Prämisse gerade auch der deutschen Organisationsforschung.<sup>104</sup> Dabei bleibe etwas »weiteres, weniger Selbstverständliches und nicht Unausweichliches« ausgeblendet, das Organisationen fundamental auszeichne: »Unabhängig von ihren Zielen und Zwecken spielt Geschlecht in ihnen offenbar eine Rolle.«<sup>105</sup> Etwa durch Geschlechtervorstellungen immens beeinflusste Hierarchien, Aufgabenbereiche, Ressourcenzuteilungen oder Lebens- und Karrierechancen in den »ganz alltäglichen Beziehungen am Arbeitsplatz«.<sup>106</sup> Die von Müller, Rigraf und Wilz kritisierte »geschlechterblinde Hauptströmung der Organisationsforschung« habe in ihren »geschlechterignoranten Grundannahmen« über siebzig Jahre lang an Max Weber angeschlossen, der diese Frage ausgeklammert und moderne Organisationen als rationale, »geschlechtsneutrale« Sozialgebilde beschrieben habe.<sup>107</sup> Eben dieser Debatte soll – im Anschluss an bereits seit den 1970er Jahren vermehrt einsetzende Forschungen – eine kritische Leitperspektive entgegengehalten werden, die »Prozesse der Herstellung, Aufrechterhaltung und Neukonstitution von Geschlechterungleichheiten« in Organisationen als zentrale Forschungsthemen identifiziert.<sup>108</sup>

Diskurs, Gedächtnis und Geschlecht markieren also exemplarisch drei neuere, kulturwissenschaftlich geprägte Sicht-, Deutungs- und Zugriffsweisen, die in den letzten Jahren auch in der deutschen Organisationssoziologie zunehmend die etablierten Großtheorien herausforderten: Die makroskopischen Forschungen zu Strukturen, Systemen oder Institutionen werden damit auch in diesem Forschungsbereich durch mikro- bzw. meta-

---

102 Ebd., S. 8f.

103 Müller/Rigraf/Wilz, *Einführung*, S. 13.

104 Ebd., S. 9.

105 Ebd.

106 Ebd., S. 10.

107 Ebd., S. 11.

108 Ebd.

perspektivische Gegenperspektiven irritiert, die insbesondere die Wahrnehmungen und Deutungen von Subjekten sowie im Rahmen von Praxeologien und Diskursen in den Fokus rückten. Damit folgt – mit einiger Verzögerung – auch die deutsche Organisationssoziologie zumindest in Teilen einer kulturwissenschaftlich gewendeten Großwetterlage in den Geistes- und Sozialwissenschaften und beginnt, ihren ureigenen Gegenstandsbereich – Organisationen in ihren Umwelten – weiter zu verflüssigen und zu dynamisieren.

### 3. Alte Entfremdungen und neue Brückenschläge? Zum gegenwärtigen Verhältnis von Zeitgeschichte und Organisationswissenschaft

Mit Blick auf die theoretische Ausgangslage könnte an dieser Stelle eine Zwischenbilanz kaum kontrastreicher ausfallen: Während Organisationen in Praxis und Alltag der Geschichtswissenschaft in hohem Maße (gerade in Form von empirischen Einzelstudien) präsent, aber theoretisch erheblich unterreflektiert erscheinen, stellt sich die Lage in den Sozialwissenschaften umgekehrt dar. Diese werden durch umfassende theoretische Debatten angetrieben, deren Bemühungen sich aber zumeist systematisch auf avancierte Theoriebildungen konzentrieren. Moderne Organisationen, so könnte man die gegenwärtige Situation im disziplinären Vergleich pointieren, erscheinen zugleich als *zeitgeschichtswissenschaftliche Empirie-Lieferanten* auf der einen sowie als *organisationssoziologische Theorie-Objekte* auf der anderen Seite.

Doch wie sieht der derzeitige Debattenstand aus, wenn man nun gezielt das Wechselspiel im Schnittfeld von Geschichts- und Sozialwissenschaften betrachtet? Die meist untergründige oder unterreflektierte Omnipräsenz von Organisationen verschiedenster Form in der empirischen Zeitgeschichtswissenschaft wird im sozialwissenschaftlichen Außenblick auf die Geschichtswissenschaft durchaus wahrgenommen. Diesen Gedanken spitzte der Soziologe Stefan Kühl vermittelt einer denkbar knappen Provokation zu: »Geschichte und Soziologie«, so führte er im Rahmen der diesem Band vorausgehenden Tagung aus, könnten zwar »von ihren Disziplininkulturen kaum unterschiedlicher sein«, jedoch gäbe es »aber vom Forschungsgegenstand« her letztlich »keinerlei Berechtigung für zwei ge-

trennte Disziplinen«. <sup>109</sup> Damit nahm Kühl gleichermaßen auf Anthony Giddens Bezug, der bei beiden Fächern schon zu Beginn der 1980er Jahre lediglich »substantive divisions of labour« feststellte, aber kein logisches oder gar methodisches »Schisma« erkennen konnte. <sup>110</sup> Kurzum: Zwei Disziplinen, im Gegenstand grundsätzlich vereint, aber letztlich (nur) getrennt in ihren Methoden, Theorien – und habituellen (Organisations-)Kulturen? Kühls Provokation erntete erwartungsgemäß umfassenden Widerspruch und scharfe Gegenrede – doch erscheint diese gerade in Zeiten einer zunehmenden wie wechselseitigen Entfremdung von qualitativen Geschichts- und quantitativen Sozialwissenschaften bemerkens- wie bedenkenswert. <sup>111</sup>

Geschichts- und Sozialwissenschaften pflegen in der Gegenwart ein schwieriges, kompliziertes Verhältnis. Um in Anlehnung an Benjamin Ziemann <sup>112</sup> ein melodramatisches Bild zu gebrauchen: Beide Disziplinen betrachten einander wie ein Paar, das sich nach einer hart umkämpften, aber gleichermaßen intensiven Annäherung während der 1970er und 1980er Jahre im Dauerstreit um die kulturwissenschaftlichen Wendungen (in den Geisteswissenschaften) sowie in Kontroversen um eine zunehmende Quantifizierung (in den Sozialwissenschaften) während der 1990er Jahre letztlich auseinandergeliebt und schließlich dann in der Praxis weitgehend voneinander distanziert hat. Während der sozialwissenschaftliche Mainstream im Anschluss an die tonangebende US-Soziologie ihr Heil in einer quantitativ-theoriebezogenen Mathematisierung suchte, wandte sich eine stärker in nationalstaatlichen Bezügen arbeitende Geschichtswissenschaft dezidiert qualitativ-empirischen Problemstellungen zu, was zu einem beiderseitigen Wandel durch Abwendung führte. <sup>113</sup> Diese disziplinären Entfremdungen und Distanzierungen haben zweifellos markante Spuren in den methodischen wie theoretischen Fundamenten beider Fächer hinterlassen; das früher bisweilen intensiv gepflegte Verhältnis der »Nachbardis-

---

109 Siehe dazu den entsprechenden Bericht bei H-Soz-Kult: Tagungsbericht: Wahrnehmungen im Widerstreit. Umstrittene Organisationen in der Geschichte des 20. Jahrhunderts, 17.11.2017 – 18.11.2017 Bochum, in: H-Soz-Kult, 23.01.2018, URL: [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7511](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7511) [letzter Zugriff: 29.10.2019].

110 Giddens, *Constitution of Society*, S. 358.

111 Siehe dazu auch den Beitrag von Graf/Priemel, *Zeitgeschichte*.

112 Ziemann, *Sozialgeschichte*.

113 Vgl. Wolff, *Organisation als Grenzobjekt*, S. 26.

ziplinen« erscheint heute als verklingendes Echo aus einer fernen Vergangenheit.<sup>114</sup>

Eben dies wurde auch bei einer der wenigen methodischen Grundsatzkontroversen innerhalb der deutschen Zeitgeschichtsforschung der jüngeren Zeit exemplarisch deutlich – nämlich dem von Kim Priemel und Rüdiger Graf angestoßenen Streit über eine Zeitgeschichtsforschung in einer »Welt der Sozialwissenschaften«.<sup>115</sup> Die Kontroverse kreiste im Kern um die Frage, wie sich Historiker/innen zu den ab den 1960er Jahren anzutreffenden, vielfältigen und wirkmächtigen Gegenwartsdeutungen und empirischen wie konzeptionellen »Hinterlassenschaften« der zeitgenössischen Sozialwissenschaften verhalten sollten: Liefern sie ihnen »methodisch kontrolliert« erzeugte Material- und Datensammlungen, die die Geschichtsforschung retrospektiv in die Lage versetzen, spezifische Ausschnitte der damaligen gesellschaftlichen »Realitäten« letztlich objektiver abzubilden als mithilfe anderer empirischer Überlieferungen?<sup>116</sup> Oder sind diese nicht vielmehr grundsätzlich als reine Quellentexte zu betrachten, denen spezifische Wahrnehmungen und Deutungen der damaligen Zeitgenossen eingeschrieben sind, welche dann selbst zu analysierender Gegenstand der zeithistorischen Forschungen sein sollten? Gerade diese zeithistorische Debatte, die mit Blick auf den »Wertewandel« geführt wurde,<sup>117</sup> deutet letztlich darauf hin, dass in einer zunehmend an An- und Aufträgen interessierten Historiker-Zunft im Grunde eigentlich viel zu wenig über theoretisch-methodische Grundfragen sowie ihre Beziehungen zu den Nachbardisziplinen reflektiert und auch gestritten wurde und wird.<sup>118</sup>

Das Verhältnis von Sozial- und Geschichtswissenschaft erscheint zudem keinesfalls als symmetrisch. Während sich vorwiegend nationalstaatlich orientierte Zeithistoriker/innen darüber streiten, wie sie sich zu den wirkmächtigen Vermächtnissen der hiesigen Sozialwissenschaften verhalten sollen, haben sich weite Teile einer bevorzugt empirisch-analytisch und in stärkeren Maße international orientierten Sozialwissenschaft derweil zunehmend enthistorisiert. Für die gegenwartsbezogenen und zukunftsorientierten Sozialwissenschaften mit ihrem disziplinären Interesse an Theorien, Modellen und Prognosen bietet »die« Historie damit in aller

114 Siehe dazu Mergel, *Geschichte und Soziologie*; Mergel/Welskopp, *Geschichtswissenschaft*.

115 Dazu weiterführend: Patel, *Zeitgeschichte*; Böick/Siebold, *Sorgenkind*.

116 Vgl. Raphael/Doering-Manteuffel, *Nach dem Boom*; Dietz/Neumaier, *Sozialwissenschaften*.

117 Vgl. Dietz/Neumaier/Rödter, *Wertewandel*.

118 Vgl. Nathaus, *Sozialgeschichte*.

Regel lediglich einen weitläufigen empirischen Steinbruch, während demgegenüber eine weitgehend theorieskeptische und stark auf ihre konkreten Quellen bezogene Geschichtswissenschaft sich nur bei Bedarf griffige Schlagworte oder modische Konzepte aus den oft als zu abstrakt oder gar »abgehoben« wahrgenommenen Diskursen der Nachbardisziplin ausleiht.<sup>119</sup>

Bei näherer Betrachtung werden jedoch seit einiger Zeit neue Versuche unternommen, Brücken zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaft im Allgemeinen sowie zwischen Zeitgeschichte und Organisationssoziologie im Besonderen zu schlagen. Mit Nachdruck hat wiederum Stefan Kühl für eine stärkere Verknüpfung beider Fächer geworben: So aktualisierte und kondensierte er ältere Großtheorieangebote und schlug – im Anschluss an Niklas Luhmann – ein pragmatisch-systemtheoretisches Arbeitsprogramm vor: So seien Organisationen im Grundsatz im Inneren durch Mitgliedschaften, Zwecksetzungen und Hierarchien gekennzeichnet; in der Interaktion mit ihren Umwelten erschienen sie hingegen formal (als rationale »Maschinen«), informal (als informelle »Spiele«) sowie inszeniert (als arrangierte »Fassaden«).<sup>120</sup> Kühl wagte sich schließlich – wie schon andere deutsche Sozialwissenschaftler<sup>121</sup> – mit einer vielbeachteten wie durchaus provokanten Studie zu »ganz normalen Organisationen« auf das dicht besetzte Feld der NS- bzw. Holocaustforschung vor, um an diesem historischen (Extrem-)Beispiel »staatlicher Gewaltorganisationen« grundlegende theoretische Axiome der Organisationssoziologie zu erproben. Der Blick auf die mittlere Ebene der Organisation sollte so zwischen intentionalen Interpretationen (Goldhagen) und strukturellen Erklärungsmustern (Browning) vermitteln.<sup>122</sup>

Neben Kühl war es Wolfgang Seibel, der immer wieder den Anschluss an die Geschichtswissenschaften suchte. So schlug er gemeinsam mit Gerhard D. Feldman vor, zunehmend verbreitete Netzwerktheorien für eine Akteurs- wie Interaktions-bezogene Analyse von bürokratischen Verfolgungsprozessen im NS-Regime in idealtypologischer Perspektive zu

---

119 Baur, *Sozialwissenschaft*.

120 Siehe dazu die entsprechenden Kapitel in der sehr knapp gehaltenen Einführung von Kühl, *Organisationen*.

121 Vgl. Sofky, *Ordnung*; Moller/Tschuggnall/Welzer, *Opa war kein Nazi*.

122 Kühl, *Ganz normale Organisationen*; siehe zur zeithistorischen Debatte über den systemtheoretischen Ansatz von Kühl auch die Beiträge im Themenheft der Zeitschrift für Genozidforschung: *Ganz normale Organisationen*.

nutzen.<sup>123</sup> Diese historiografischen Erkundungen baute Seibel gemeinsam mit seinem Konstanzer Historiker-Kollegen Sven Reichardt in einer Studie zu »Herrschen und Verwalten« im »prekären« NS-Staat weiter aus, in der die »informellen Kommunikations- und Einflußstrukturen« im NS-Staat herausgestellt wurden.<sup>124</sup> Gerade durch die Analyse informeller, personalisierter wie ideologischer »Netzwerkstrukturen«, die sich jenseits der »bürokratischen Organisation« im Kompetenzgerangel verschiedener Stellen, Gruppen und Personen dynamisch entfalteten, arbeiteten Seibel und Reichardt exemplarisch heraus, »wie formale Organisationen generell unter den Bedingungen von Dauerstress und struktureller Instabilität elastisch und leistungsfähig« bleiben können. Mit Verweis auf das »Paradoxon von Polykratie und Effektivität« suchten sie also mithilfe der Netzwerkforschung, die strukturalistischen Polykratie-Thesen Hans Mommsens oder Martin Broszats in ihr Gegenteil zu wenden: der NS-Staat habe sich durch derlei Konkurrenzen eben nicht etwa ins Irrationale aufgelöst, sondern habe vielmehr auf selbst geschaffene Krisen- und Ausnahmesituationen »elastischer« und »flexibler« reagieren können.<sup>125</sup>

Während Kühl und Seibel also pragmatisch-exemplarische Vermittlungsversuche zwischen sozialwissenschaftlichen Theoremen und zeithistorischer Empirie unternommen haben, existieren zugleich auch theoretisch avanciertere Ansätze zu einer eigenen, dezidiert *historischen* Theoriebildung in der Analyse von Organisationen. In diese Richtung orientierte sich vor einiger Zeit eine Autorengruppe um Klaus Türk, Thomas Lemke und Michael Bruch. Organisationen erschienen in ihrer Lesart weder als eine »anthropologische Konstante« noch als »historische Universalie oder ein allgemeines Phänomen der Menschheitsgeschichte«. Vielmehr stellten die Autoren die Spezifik von modernen Organisationen im Kontext einer sich im 19. Jahrhundert formierenden, kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung heraus:

»[Organisation] stellt eine spezifische historische Form bzw. ein gesellschaftliches Verhältnis dar, das eine unverzichtbare Existenzbedingung für den modernen Kapitalismus und den modernen Staat war und ist.«<sup>126</sup>

123 Feldman/Seibel, *Networks*.

124 Seibel/Reichardt, *Der prekäre Staat*, S. 16.

125 Ebd., S. 9f.

126 Türk/Lemke/Bruch, *Organisation*, S. 10.

Daher müsse diese konsequent historisch-kritisch als zentrales »Strukturmoment für die Konstitution, Etablierung und Reproduktion der dominanten gesellschaftlichen Verhältnisse der Moderne analysiert« werden, um so die »Zentralität des Organisationsphänomens« herauszuarbeiten. Organisationen verfügten als gesellschaftliche »Aktionszentren« einerseits über erhebliche (diskursive) »Thematisierungs- und Problematisierungsmacht« und müssten andererseits als »konkrete Orte und zentrale Formen der Regulierung« sozialen Handelns begriffen werden.<sup>127</sup> Makroperspektivische »Denkformen« und mikroperspektivische »Handlungsformen« seien also im Blick auf die mittlere Ebene der Organisationen als »sozialen Orten« mit »besonderen Rationalitätszumutungen« zu verschränken.<sup>128</sup> Türk, Lemke und Bruch führten ihre »historisch-nominalistische Situierung« des Organisationsdenkens in der beziehungsweise als integralen Teil der kapitalistischen Moderne vor, indem sie einen »Take-Off der Organisierung« als aufklärerische Rationalitätserwartung vom 16. bis ins 18. Jahrhundert herausstellen. Das 19. Jahrhundert habe schließlich im Kontext der Industrialisierung die »Durchsetzung der Organisierung« als gesellschaftliches Denk- und Ordnungsprinzip begründet. Im 20. Jahrhundert habe das Organisationsdenken schließlich in den beiden Weltkriegen sowie den autoritären Regimen der NS-Diktatur wie der Sowjetunion seine Radikalisierung und schließlich auch totalitäre Brechung erfahren.<sup>129</sup>

Die genannten Entwürfe stehen in längeren theoretischen Traditionslinien, indem sie sich idealtypologischer (Seibel im Anschluss an Weber), systemtheoretischer (Kühl im Anschluss an Luhmann) oder historisch-kritischer (Lemke, Türk und Bruch im Anschluss an kritische Theorien) Perspektiven bedienen. Man könnte bei allen Unterschieden in den jeweiligen Ansätzen durchaus von einer neo-historischen Schule in der soziologischen Organisationsforschung sprechen, die zielgerichtet versucht, komplexere organisationstheoretische Modelle und Theorien umfassend und quellennah mit spezifischen historischen Konstellationen (insbesondere in der Zeitgeschichte beziehungsweise NS-Zeit) zu kontrastieren. Dennoch erscheinen diese interdisziplinären Brückenschläge insgesamt eher als vereinzelte Bemühungen, die sich den größeren Trends und Diskussionslinien des Faches entziehen, das unter dem Einfluss der US-amerikanischen *orga-*

---

127 Ebd., S. 11.

128 Ebd., S. 12.

129 Ebd., S. 5–7 bzw. S. 261ff.

*nizational studies* seinen systematisch-quantitativen Charakter weiter auszubauen bestrebt ist.<sup>130</sup>

Derlei Vermittlungsangebote aus der Organisationssoziologie bleiben jedoch nicht völlig ohne Widerhall. Zugleich zeichnet sich bei näherem Blick auch ein noch recht verstreutes, aber durchaus vorhandenes theoretisches Interesse an Organisationen in der gegenwärtigen deutschen Geschichtswissenschaft ab. Bereits Mitte der 1990er Jahre hatte, wie gezeigt, Reinhard Blänkner vehement dafür geworben, eine historische wie reflexive Organisations- und Institutionenforschung zu einem perspektivischen Konvergenzpunkt von Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte auszubauen, da die verschiedenen Paradigmen im allerseits meist unbewussten Schnittfeld von Organisationen zusammenfinden könnten. Im integrativen Blick auf das »Institutionelle« könnte man, so hatte Blänkner seinerzeit vorgeschlagen, den »konstitutive[n] Zusammenhang zwischen Institutionen, Ideen bzw. kollektiven Vorstellungen und politisch-sozialen Gruppen« sowie die »verschiedenen Varianten der historischen Semantik« umfassend wie übergreifend sicht- und debattierbar machen, um so auch die verschiedenen historiografischen Denk- und Theorieschulen und zugleich auch die tradierten Großepochen wieder stärker miteinander ins Gespräch zu bringen.<sup>131</sup>

Dieses Vermittlungs-, Integrations- sowie Reflexionsangebot verhalte in den verschiedenen historiografischen Lagern jedoch zunächst weitgehend ungehört; vor allem die neue Kulturgeschichte zeigte sich gerade an Organisationen bemerkenswert desinteressiert.<sup>132</sup> Erst einige Jahre nach der Jahrtausendwende lagen in der (zeit-)historischen Debatte wieder neuerliche Interpretations- bzw. Theoretisierungsangebote vor. So plädierte Bernhard Löffler im Jahr 2007 im Kontext der seinerzeit auflodernden Debatte um eine »Kulturgeschichte des Politischen«<sup>133</sup> für eine neue »Institutionengeschichte in kulturhistorischer Erweiterung«.<sup>134</sup> Vor allem staatliche Institutionen beziehungsweise Verwaltungen gehörten für Löffler, der selbst eine umfassende Studie zum Bundeswirtschaftsministerium vorgelegt hatte,<sup>135</sup> zum »festen materiellen Kern einer traditionellen Politik-

130 Apelt/Wilkesmann, *Zukunft*.

131 Blänkner, *Überlegungen*, S. 87.

132 Vgl. dazu Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte*

133 Vgl. dazu exemplarisch Frevert/Haupt, *Neue Politikgeschichte*; Mergel, *Überlegungen*; Stollberg-Rilinger, *Kulturgeschichte*.

134 Löffler, *Institutionengeschichte*.

135 Löffler, *Soziale Marktwirtschaft*.

geschichte«, seien dort aber meist nicht theoretisch problematisiert worden. Die entsprechende »Vorgehensweise« erschien ihm »über weite Strecken ausgesprochen positivistisch«, während »theoretische oder methodologische Reflexionen« nur am Rande vorkämen.<sup>136</sup> Auch Löffler erschien das Schnittfeld der Organisation als mögliches »Paradigma für die Erprobung der Möglichkeiten und natürlich auch der Grenzen interdisziplinärer Forschung«.<sup>137</sup>

Systematisch schlug Löffler hierfür als Untersuchungsfelder die »Organisations- und Institutionenkultur«, die verschränkte Analyse formaler wie informaler Organisationsstrukturen sowie die besondere Rolle politischer Kommunikations- und Vermittlungsprozesse vor. Dennoch insistierte er darauf, dass eine derart erneuerte Organisationsgeschichte »keineswegs diskursiv-freischwebend« erfolgen dürfe: »Politische und andere Institutionen und Organisationen erschöpfen sich nicht in ihrer Wahrnehmung« und gingen letztlich auch »nicht in Texten und Diskussionen über sie« auf, weshalb auch die »Erforschung von Institutionenmentalitäten an die Empirie archivalischen Schriftguts«<sup>138</sup> rückgebunden bleiben müsse: Die »institutionelle Eigenart«, so die Folgerung, umschließe letztlich »Kulturgeschichtliches«, erscheine aber keineswegs als »bloße gesellschafts- oder mentalitätsgeschichtliche Variable«.<sup>139</sup>

Während Bernhard Löffler eine in ihrem Kern traditionell-historistische Politik- und Organisationsgeschichte im theoretischen Rekurs auf Institutionen beziehungsweise Organisationen aus einer defensiven Grundhaltung wieder an einen kulturhistorisch orientierten Mainstream anschlussfähig machen wollte, beschritt Peter Becker zur gleichen Zeit einen umgekehrten Weg. Becker ging es um die Aussöhnung von oft antagonistisch gedachter Organisations- und Alltagsgeschichte: In seinem programmatisch angelegten Band »Sprachvollzug im Amt« sollten mithilfe kultur- und insbesondere kommunikationswissenschaftlicher Methoden Organisationen der öffentlichen Verwaltung wieder ins Blickfeld rücken: Eine derartige Analyse des »Auf- und Ausbaus bürokratischer Apparate und deren Funktionalisierens« ermöglichte für Becker einen »differenzierten Zugang zur Geschichte von Staatsbildung und von Herrschaft als sozialer Praxis« sowie »zur Untersuchung der Beziehungen zwischen Politik, Wirtschaft und

---

136 Löffler, *Institutionengeschichte*, S. 155.

137 Ebd., S. 158.

138 Ebd., S. 177f.

139 Ebd., S. 179.

Verwaltung« sowie der bürokratischen »Technologienutzung«<sup>140</sup>. Eine »Kommunikationsgeschichte« von Organisationen in Alltagssituationen rücke mithin die »Praxisformen der Verwaltungen, ihren diskursiven wie normativen Strukturierungen sowie ihren technologischen wie medialen Modulierungen« in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit.<sup>141</sup> In besonderer Weise interessierte sich Becker empirisch für Sprache und Schrift in »Verkehrsschriftgut« und in »Aktenstilform«, die einen analytischen Zugriff auf entsprechende Kommunikationsprozesse zwischen Behörden und Subjekten ermöglichten.<sup>142</sup>

Becker und Löffler versuchten letztlich – der eine politikhistorisch-traditionalistisch, der andere kulturhistorisch-kommunikationstheoretisch – die Organisation auf je eigene Weise zu einem perspektivischen »Scharnier« bzw. Ansatzpunkt neuerlicher theoretischer Reflexionen und auch Diskussionen zu machen. In diesen Reigen an neueren Vermittlungsangeboten zwischen Organisations- und Geschichtswissenschaften hatten sich bereits im Jahr 2004 Hartmut Berghoff und Jakob Vogel eingereiht. Aus Perspektive der Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte, auf deren umfassende Organisationsreflexionen in enger Anbindung an jeweilige ökonomische Theoriebildungen wie der »neuen Institutionenökonomie« hier nur verwiesen werden kann, wurde programmatisch ein kulturgeschichtlich erweiterter Blick auf Unternehmen als organisationskulturelle Kommunikationsräume oder »Miniaturgesellschaften« vorgeschlagen. Auch bei Berghoff und Vogel ging es letztlich insbesondere darum, im »weichen« Blick auf die »harte« Strukturform des (Industrie-)Unternehmens als modernem Organisationsprinzip verbindende Sichtachsen zwischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte freizulegen.<sup>143</sup>

Der einschlägige Reflexions- und Diskussionsstand in der Unternehmensgeschichte ist dabei durchaus exemplarisch auch für andere zeit-historische Subdisziplinen, die sich ihrerseits vorwiegend in eigenen Communities organisieren: In der Gewerkschafts-, Vereins-, Parteien-, Militär-, Polizei- oder Kirchengeschichte spielen die jeweiligen Organisationsformen und -praktiken eine elementare Rolle; auch entsprechende theoretische Reflexionen sind im Einzelfall durchaus verbreitet. Doch bleiben die hier geführten Diskussionen insgesamt eher spezialistisch und

140 Becker, *Sprachvollzug*, S. 12.

141 Ebd., S. 17.

142 Ebd.

143 Berghoff/Vogel, *Wirtschaftsgeschichte*, dazu auch: Berghoff, *Moderne Unternehmensgeschichte*.

auf den jeweils eigenen Forschungsgegenstand fokussiert und haben bislang kaum zu übergreifenden Betrachtungsweisen in der allgemeinen Zeitgeschichte geführt. Dabei läge, wie noch zu zeigen sein wird, gerade in der historisch vorfindbaren Vielfältigkeit an sehr diversen Organisationsformen im Wandel ein ganz besonderer Reiz weiterführender Forschungsbemühungen. Letztlich setzte sich auch in den vergangenen Jahren die Praxis fort, dass eine ganze Kaskade empirisch gehaltvoller Organisationsgeschichten theoretisch meist nicht übergeordnet miteinander verbunden ist.<sup>144</sup>

Neben von außen kommenden (Theorie-)Impulsen war es im Jahr 2018 eine Gruppe jüngerer Historiker/innen aus einem der größeren NS-Auftragsforschungsprojekte, die – motiviert durch eigene Projekt-Erfahrungen – mit Nachdruck auf das »gravierende Defizit an methodisch-theoretischen Reflexion«<sup>145</sup> in der Auseinandersetzung mit Organisationen und Verwaltungen hingewiesen hat. Im Kontext ihrer empirischen Forschungen zur Geschichte des Reichsarbeitsministeriums in der NS-Zeit entwickelten Sören Eden, Henry Marx und Ulrike Schulz in enger Anlehnung an Stefan Kühl ein eigenes Analyseraster in Form einer Matrix, die »Schauseite«, »Formale Seite« und »Informale Seite« jeweils mit »Programm«, »Kommunikationswege« und »Personal« kreuzte:

»Diese Matrix stellt die notwendige Komplexität bereit, um die Geschichte von Organisationen so zu beschreiben, dass sich das Quellenmaterial theoretisch informiert ordnen lässt und somit neue Perspektiven zu dessen Bewertung freigibt.«<sup>146</sup>

Dieses Theorieangebot sollte nicht zuletzt als Plädoyer dafür verstanden werden, »die individuellen Spielräume der Staatsbediensteten und ihr Handeln in den institutionellen und organisatorischen Zusammenhang staatlicher Verwaltung« im Nationalsozialismus einzubetten und auch »in die-

---

144 Neben den bereits genannten Arbeiten von Peter Becker und Bernhard Löffler waren es, um nur exemplarisch einige zu nennen, quellengestützte Untersuchungen zu Verwaltungen (Kuller, *Bürokratie*), zu Parteien (vgl. Mende, *Gründungsgrüne*; Bergien, *Generalstab*), zu internationalen Organisationen (Herren/Zala, *Netzwerk*), zu Vereinen (vgl. Nathaus, *Organisierte Geselligkeit*; Hoffmann, *Geselligkeit und Demokratie*; Borggräfe, *Ausblendung und Aufarbeitung*), zu Betrieben (Luks, *Betrieb*), zum Sozialversicherungswesen (etwa Erker, *Rente*) oder zu Gewerkschaften (Andresen, *Gebremste Radikalisierung*), die sich aus zeithistorischer Perspektive detailliert mit entsprechenden Organisationen befassen.

145 Eden/Marx/Schulz, *Ganz normale Verwaltungen?*, S. 489.

146 Ebd., S. 497.

sem Kontext zu bewerten.«<sup>147</sup> Ob mit dieser empirischen Anwendung eines einzelnen Theorie-Modells letztlich ein »produktives methodisches Instrumentarium für die Arbeit von Historikerinnen und Historikern« abzuleiten ist, bleibt indes sicher noch abzuwarten.<sup>148</sup>

Bereits 2014 hatte Ulrike Schulz gemeinsam mit Stefanie Middendorf und Corinna Unger überzeugend darauf hingewiesen, dass Organisationen/Institutionen zwar »omnipresent in historical research and writing« seien, zugleich aber kaum »refined methods or approaches« für die geschichtswissenschaftlichen Forschungs- und Schreibpraxis zur Diskussion stünden.<sup>149</sup> Die Autorinnen verweisen plausibel auf die langfristige theoretische Randständigkeit des Organisationellen in Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte, die sie mit dem Siegeszug neuer Institutionalismen in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften während der 1980er Jahre kontrastierten, die allerdings im Mainstream der deutschen Geschichtswissenschaften keinerlei Entsprechung gefunden hätten.<sup>150</sup> Letztlich plädierten Schulz, Middendorf und Unger für einen theoretisch informierten Ansatz, der auf Wandlungsprozesse in Institutionen bzw. Organisationen abheben und dabei insbesondere in enger Anlehnung an Anthony Giddens Arbeiten die »interrelation of structure and agency« herausarbeiten sollte. Giddens' Theorie der Strukturation sollte hierfür als heuristisches Modell zur empirischen Analyse von »organizational behavior in times of structural change in very different social systems on national, transnational and global levels« dienen.<sup>151</sup> Doch auch in diesem Fall bleibt letztlich zu diskutieren, ob die gezielte Übernahme eines (bereits in die Jahre gekommenen) theoretischen Modells aus den Sozialwissenschaften in die historiografische Praxis letztlich zu vertiefenden wie grundlegenden Debatten über den theoretischen Stellenwert von Organisationen in den deutschen Geschichtswissenschaften führen kann.

Zieht man an diesem Punkt eine knappe (Zwischen-)Bilanz, so lassen sich also gerade nach der Jahrtausendwende und insbesondere im Kontext des jüngsten »Trends« zur »Aufarbeitung« durchaus einige Ansätze ausmachen, die eine übergreifende theoretische Reflexion von Organisationen einfordern: durch historisch-empirisch arbeitende Grenzgänger aus der

---

147 Ebd., S. 518.

148 Ebd.

149 Middendorf/Unger/Schulz, *Institutional History*, S. 8.

150 Ebd., S. 9ff.

151 Ebd., S. 15.

Organisationsforschung auf der einen, aber auch durch theoretisch interessierte (Fach-)Historikerinnen auf der anderen Seite. Diese überaus begrüßenswerten Brückenschläge zwischen Zeitgeschichts- und Organisationsforschung besitzen jedoch insgesamt einen noch verstreuten oder unverbundenen Charakter. Es sollte jedoch nach unserer Auffassung nun eher nicht darum gehen, einzelne theoretische Modelle oder Entwürfe aus den Sozialwissenschaften in die Sphäre der zeithistorischen Empirie einzutragen – dies würde möglicherweise zu durchaus bekannten Kurzschlüssen und Verengungen führen. Vielmehr gilt es, das bislang noch weitgehend unterreflektierte Feld der Organisationsgeschichtsschreibung als perspektivische Plattform insgesamt für verschiedene theoretische wie methodische Zugriffe zu öffnen. Gerade die herausgestellte Allgegenwart des Organisationellen birgt dabei erhebliche Potenziale für inter- und intradisziplinäre Diskussionen und Synthesen, die insbesondere auch die mittlerweile stark in Spezial- und Binnendiskurse fragmentierte deutsche Zeitgeschichtsforschung zusammenbringen könnte.<sup>152</sup>

#### 4. Ins »Kreuzfeuer der Kritik«? Konturen einer neuen Organisationsgeschichte aus multidimensionaler Perspektive

Ob in Politik-, Sozial- oder Kulturgeschichte: Die deutsche Zeitgeschichtsforschung verfügt, so unsere Diagnose, im Grunde genommen über keinen eigenen klar konturierten Organisationsbegriff oder hierauf bezogene, übergreifende (Selbst-)Reflexionen. Organisationen sollten jedoch als zentrale gesellschaftliche Knotenpunkte und diskursive Reflexionskerne nicht länger theoretisch im toten Winkel der Historiografie verharren. Vielmehr erscheinen sie als spezifisch moderne Sozialgebilde und Denkformen überaus geeignet, perspektivisch neue Brückenschläge zu wagen – *intradisziplinär* zwischen zunehmend unverbunden koexistierenden theoretischen Subströmungen sowie sich voneinander abschließenden zeitlichen wie räumlichen Spezialisierungen, aber insbesondere auch *interdisziplinär* zwischen den tendenziell gleichermaßen auseinanderstrebenden Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften.

---

152 Vgl. Hettling, *Einheit* sowie Nolte, *Sonderstatus*.

Die verschiedenen, hier nur kursorisch angerissenen Deutungs-, Definitions- und Interpretationsangebote aus dem Schnittfeld von Organisationssoziologie und Zeitgeschichte können dabei als erste Bausteine eines offenen, integrativen und insbesondere multidimensionalen Ansatzes dienen, der Organisationen in den Mittelpunkt neuerlicher zeithistorischer Theoriediskussionen rückt. Ausgangspunkt sollte dabei der eingangs herausgestellte Befund sein, dass moderne Organisationen Historiker/innen in der Praxis ohnehin auf vielfältige Art und Weise begleiten – und so auch ihre Arbeitsfelder und ihre Empirie ganz maßgeblich strukturieren. Ob als akademische Ausbildungs- und habituelle Sozialisationsräume, als professionelle Rahmungen und Arbeitgeber, als außerwissenschaftliche Auftraggeber und Anfragesteller, als bevorzugte Forschungs- und Analyseobjekte oder insbesondere als zentrale Produzenten und Lieferanten empirischer Quellenbestände – die Omnipräsenz moderner Organisationen in Form von Universitäten, Forschungsinstituten, Fachverbänden, Bibliotheken, Archiven, Museen, Verlagen, Ministerien, Verwaltungen, Unternehmen sowie zahlreichen weiteren politischen oder schulischen Bildungsorten prägen die akademische Geschichtswissenschaft. Wie gezeigt, dürfte in dieser Tatsache auch ein Grund dafür liegen, warum das durch und durch moderne Denk- und Deutungsprinzip »Organisation« in den Augen und auch in den Arbeiten vieler Historiker/innen als etwas *Quasi-Institutionelles* erscheint, das sich (in den meisten Fällen) einer näheren Reflexion oder Problematisierung weitgehend entzieht.<sup>153</sup>

An möglichen Bausteinen für neuerliche Aneignungen des Organisationellen besteht, wie wir argumentiert haben, demgegenüber kaum ein Mangel: Seien es Max Webers frühe Ausführungen zur »Bürokratisierung« als »unentrinnbarem« Prinzip der Moderne, Renate Mayntz kraftvolles Plädoyer für einen systematisch-vergleichenden Blick auf die spezifische Vielfalt von Organisationstypen oder Niklas Luhmanns nachdrückliche Analysen der stets prekären kommunikativen Beziehungen zwischen sozialen Systemen und Individuen sowie ihren jeweiligen Umwelten. Auch die jüngsten theoretischen Diskussionen in der Organisationssoziologie könnten, vor allem durch die vollzogene Öffnung hin zu kulturwissenschaftlichen Ansätzen, wertvolle Querverbindungen aufzeigen, die insbesondere Strukturen, Kulturen und Reflexionen des Organisationellen im 20. Jahrhundert aus multiplen Perspektiven als konkrete, gegenstands-

---

153 Vgl. die sehr aufschlussreichen Beiträge bei Blänkner/Jussen, *Institution und Ereignis*.

bezogene Forschungsthemen operationalisieren – etwa zu Erinnerungskulturen, Verräumlichungspraktiken oder Geschlechterverhältnissen. Und letztlich unterstreichen zugleich vielfältige Vermittlungsangebote aus unterschiedlichen Sphären der Geschichtswissenschaft – etwa von Thomas Welskopp, Bernhard Löffler, Peter Becker oder die Forschergruppe um Ulrike Schulz –, das erhebliche prinzipielle Synthesepotenzial derartiger Perspektiven insbesondere auf »mittlerer« Ebene.

Insgesamt gilt: Organisationen lassen sich grundsätzlich als zeithistorische Gegenstände aus diversen Perspektiven in ihren vielfältigen Formen insbesondere auch im zeitlichen Wandel untersuchen. Dennoch möchten wir gerade nicht für eine neuerliche Beliebtheit nun unter dem griffigen Label der »Organisation« plädieren. Ein gemeinsamer und pragmatischer Ansatzpunkt zeithistorischer Aneignungen könnte demgegenüber darin bestehen, das *Organisationelle* als fundamentale wie wandlungsfähige Sozial- und Denkform in Idee und Praxis der Vor-, Hoch- oder Post-Moderne historisch umfassend sicht-, reflektier- und analysierbar zu machen. Zunächst lohnt es an dieser Stelle, nochmals auf die soziologisch ausgeformte Differenzierung des Begriffs selbst zurückzukommen. Organisationen sind, wie gesehen, nicht einfach nur Institutionen; das komplexe Wechsel- und Beziehungsverhältnis zwischen Organisationen und Institutionen erscheint – in enger Anlehnung an Reinhard Blänkner – vielmehr als offener, intensiv zu diskutierender Problemzusammenhang: Wann wird Organisationen – wie etwa der Kirche, dem Staat, dem Bildungswesen oder der Wissenschaft – ein (quasi-)institutioneller Charakter zugeschrieben, der jedoch auch wieder in kurzfristigen Konflikten oder langfristigen Wandlungsprozessen verloren gehen kann?

Terminologisch wird man einen genuin historischen Organisationsbegriff jedoch zunächst enger fassen müssen. Das semantische Feld umfasst dabei – in Anlehnung an organisationssoziologische Standarddefinitionen – *erstens* verschiedene dynamische Prozesse des *Organisierens*, *zweitens* diverse Merkmale der *Organisiertheit* sowie *drittens* die vielfältigen Resultate in Form der jeweiligen *Organisate*.<sup>154</sup> In der Umkehrung lässt sich jede dieser semantischen Ausformungen zugleich auch als Spektrum verstehen, das gegenläufig zugleich auch auf *De-Organisation*, *Un-Organisiertheit* sowie *Nicht-Organisate* – also mithin die beständige (Un-)Möglichkeiten bzw. Fragilität von Organisation – verweisen kann. Damit umschließt das entsprechende

---

154 Häußling/Zimmerman, *Organisation*.

Begriffsfeld grundlegend dynamische, strukturelle sowie prozedurale Dimensionen, die sich in ihren jeweiligen, oft ungemein vielfältigen materiellen und ideellen Formatierungen sowie räumlichen und zeitlichen Ausprägungen und Veränderungen systematisch in den Blick nehmen lassen.

Damit ist begrifflich jedoch bewusst noch keine Aussage über die jeweiligen Akteurs-, Handlungs- oder Deutungsebenen getroffen. Wie von zahlreichen Organisationsforscher/innen wie Anthony Giddens oder Renate Mayntz mit Nachdruck betont, bieten Organisationen als *intermediäre* Gebilde nämlich überaus vielfältige Ansatzpunkte, um damit unterschiedliche historische Konstellationen und Kontexte aus sehr verschiedenen »Flughöhen« zu untersuchen, um diese Perspektiven zugleich gezielt miteinander zu verschränken oder auch gegeneinander zu halten.

*Erstens:* Auf einer eher klassischen *Makro*-Ebene kann – angelehnt an sozialhistorische Traditionsbestände – den übergeordneten Zusammenhängen von Gesellschaften, sozialen Großgruppen, (Massen-)Organisationen und hiermit verwobenen, übergeordneten Institutionen sowie auch übergreifenden Diskursen nachgespürt werden; die vielfältigen Austauschbeziehungen von Organisationen und ihren jeweils konkreter zu bestimmenden »Umwelten« erschienen dabei als zentrale Sichtachsen.

Auf einer an die Arbeitenden der Alltagsgeschichte anknüpfenden *Mikro*-Ebene können *zweitens* die konkreten Begegnungs- und Aushandlungsprozesse von Organisationen, ihren einzelnen Mitgliedern (intern) sowie anderen Individuen (extern) fokussiert und entsprechende Mikro-Politiken zwischen binnenlogischen Organisationen, rollenorientierten Mitgliedern sowie eigensinnigen Subjekten in alltäglichen Kommunikations- und Konfliktsituationen systematisch wie umfassend thematisiert werden.

Ungemein reizvoll erscheinen zudem *drittens* die zwischen Makro- und Mikro-Bereich angesiedelten und mithin vermittelnden *Zwischen*- beziehungsweise *Meso*-Ebenen, die auf die genuinen Handlungs- und Deutungssphären von Organisationen *als* Organisationen mit ihren charakteristischen Wechselspielen von formalen Strukturen und informellen Kulturen verweisen. Hier formieren und formatieren sich diese als spezifische Schwellen- oder Übergangsräume bzw. prozedurale Arenen, die von vielfältigen Begegnungen, Wahrnehmungen und Imaginationen geprägt werden. Innerhalb dieser Interaktionsräume treten übergeordnete (Makro-)Diskurse sowie konkrete (Mikro-)Interaktionen letztlich mittel- oder ganz

unmittelbar zueinander in organisationell ausgestaltete Beziehungs- und Ordnungsmuster.

Zur umfassenden Verschränkung von Makro-, Meso- und Mikropektiven bietet schließlich *viertens* der (selbst-)reflexive Blick auf hiermit verknüpfte Organisationssemantiken als Diskursgebilde auch die Möglichkeit, auf einer *Meta*-Ebene den übergreifenden Formen gesellschaftlichen Organisations- bzw. Ordnungsdenkens an sich nachzuspüren; stets kritisch diskutierte Zeit- und Gesellschaftsdiagnosen wie »organisierte Gesellschaft«, »Organisationsgesellschaft«, »Gesellschaft der Organisation« oder jüngst über den »Verfall« oder das »Ende der Organisation« könnten dabei als Reibungs- und Reflexionsflächen dienen.<sup>155</sup>

Drei semantische Dimensionen (Prozess, Merkmal, Produkt) sowie vier analytische Blickwinkel (Makro, Meso, Mikro, Meta) spannen somit eine heuristische Plattform auf, die zunächst auf abstrakte Weise verschiedene zeit-räumliche Konstellationen sowie materielle Konstitutionen wie ideelle Konfigurationen *des Organisationellen* multidimensional einzufangen vermag, zugleich aber theoretisch mit den jeweiligen Großparadigmen der Politik-, Sozial-, Alltags- oder Kulturgeschichte kompatibel erscheint – und hier möglicherweise integrative, übergreifende Perspektiven in der Zeitgeschichtsforschung freizulegen vermag. Dabei ergäbe sich der Mehrwert eines solchen multidimensionalen organisationshistorischen Ansatzes vor allem in einer möglichst umfassenden *Verschränkung* derartiger Perspektiven, die in einer synthetisierenden Betrachtung trennscharf den verschiedenen Facetten der Außen- und Umweltbeziehungen, der dynamisch-relationalen Wechselverhältnisse von Organisationsstrukturen und -kulturen sowie letztlich die hiermit verknüpften organisationellen Transformationsprozesse und Selbstbeschreibungsformen in ihren ungleichzeitigen Gleichzeitigkeiten (oder umgekehrt) nachspüren könnte.<sup>156</sup>

Es sollte den jeweiligen Vertreterinnen gleich welcher historiografischen Theorie- oder Denkschule dabei jedoch nicht in erster Linie um die bloße *Statik* funktionierender Abläufe, sondern gerade auch um die besondere Dynamik veränderlicher Konstellationen des Organisationellen gehen. An dieser Stelle erscheint es uns besonders aussichtsreich, diverse Organisationen in sehr verschiedenen Dimensionierungen und Perspektivierungen in diachron-dynamischer Weise als grundsätzlich wandelbare, offene Struktur-, Diskurs- und Praxisgebilde zu verstehen: als in den Ab-

---

155 Kühl, *Gesellschaft der Organisation*.

156 Koselleck, *Vergangene Zukunft*.

grenzungen von ihren jeweiligen »Umwelten« überaus fluide Übergangs- oder Grenzformen. Gerade jüngste organisationssoziologische Theorie-Entwürfe haben – unter dem zeitgenössischen Eindruck einer maßgeblich Globalisierungs- oder Digitalisierungs-bedingten, umfassend diagnostizierten Bedrohung oder gar »Krise« klassisch-moderner Organisationsformate – mit Nachdruck auf diesen dynamischen, sich verflüssigenden Schwellen- und Netzwerkcharakter des Organisationellen in der Post-Moderne verwiesen.<sup>157</sup>

Diese Überlegung führt uns (schluss-)endlich in das für unseren Band stichwort- und titelgebende »Kreuzfeuer der Kritik«: Denn die von Historiker/innen bevorzugt empirisch zu analysierenden organisationellen Transformations- und Umbruchsprozesse lassen sich vor allem in den vielfältigen Wechselspielen und Übergangsstadien von disruptiven Krisen- und stabilen Alltagssituationen einfangen. In derartigen Ausnahme-, Konflikt- oder Konkurrenzsituation, so unsere leitende Überlegung, werden interne Binnenlogiken durch äußere Faktoren nachhaltig oder gar existenziell infrage gestellt – und derlei Konstellationen von Umstrittenheit materialisieren sich zugleich auch in umfassenden empirischen Überlieferungen verschiedenster Art. Die besondere Spezifik von Organisationen *als* Organisationen wird gerade in Ausnahmesituationen und den hierauf bezogenen Reaktions-, Verarbeitungs- und Normalisierungsmustern besonders deutlich sicht-, greif- und letztlich insbesondere auch erzählbar: im *äußeren Umgang* mit ihren jeweiligen gesellschaftlichen (im 20. Jahrhundert oft medialen und politischen) Umwelten auf einer Makro-, mit anderen, möglicherweise konkurrierenden Organisationen auf einer Meso- sowie mit individuell-eigensinnigen Subjekten auf einer Mikro-Ebene; im *inneren Umgang* gleichermaßen durch die internen, organisationsstrukturellen wie -kulturellen Dynamiken zwischen Organisations-Eliten, verschiedenen Arbeits- und Funktionsbereichen sowie nicht zuletzt auch den einzelnen Mitgliedern.

Eine umfassende Verbindung der verschiedenen Dimensionen des Organisationellen sollte als leitende Problemperspektive also auf zeithistorische Intervalle von Ausnahme- und Normalzuständen ausgerichtet sein, in denen grundlegende Spannungsfelder politischer, ökonomischer, sozialer oder kultureller Provenienz in ihren vielfältigen organisationellen Be- und Verarbeitungsformen neu ausgehandelt wurden. Gerade auf dieser

---

157 Häußling, *Vorüberlegungen*.

umfänglichen Spielwiese diachroner Transformationen und Dynamiken von Organisation und De-Organisationen sowie den hiermit verschalteten Vorstellungen und Imaginationen könnten Zeithistoriker/innen ihre professionellen Kompetenzen produktiv in eine neue Debatte mit den organisationsinteressierten Sozialwissenschaften einbringen: Während letztere in aller Regel systematisch-theoretisch am »Funktionieren« bzw. Gelingen von Organisation interessiert sind, können erstere vor allem exemplarisch-empirisch das Kontingent-Konflikthafte, das drohende Nicht-Gelingen oder auch das mögliche Scheitern von Organisation in den Fokus ihrer eigenen empirischen Analysen rücken. An derlei Konstellationen besteht insbesondere in der wechsellvollen Geschichte des 20. Jahrhundert indes keinerlei Mangel: Seien es gewaltsame Kriege, politische Umbrüche, ökonomische Konjunktüreintrüche, mediale Skandale, technologische Umwälzungen, gesellschaftliche Umschichtungen oder kulturelle Umdeutungen – gerade in der Zeitgeschichte bieten sich ungezählte wie unerzählte Konflikt- und Krisenkonstellationen, deren organisationelle (Nicht-)Bewältigung letztlich ein überaus fruchtbares Untersuchungs- und Debattenfeld bieten dürfte.<sup>158</sup>

Die historische Vielfalt der Organisation, aber zugleich auch die zunehmende Organisation der gesellschaftlich-kulturellen Vielfalt könnte dabei ein gemeinsam geteiltes, multidimensionales Problem-, Gegenstands- und letztlich auch Reflexionsfeld für die Zeitgeschichte eröffnen, der es sonst im Kontext zunehmend insularer Spezial- und Binnendiskurse mittlerweile an grundlegend geteilten Diskussionspunkten sowie integrativen Orientierungspunkten in hohem Maße zu mangeln scheint. In diesem Zusammenhang bietet sich gerade das Organisationelle als gegenstandsbezogene Diskussions- und Referenzplattform an, die prinzipiell an das Politische, das Gesellschaftliche oder auch das Kulturelle anschlussfähig erscheint. Auch wenn es hier keineswegs um eine wie auch immer geartete Homogenisierung oder Vereinheitlichung des Fachs gehen soll – der Mangel an übergreifenden Debatten über die theoretischen wie methodischen Grundlagen der Zeitgeschichtsforschung gerade im 21. Jahrhundert sollte als ernstzunehmende Herausforderung begriffen werden.

Eine als multidimensionale Plattform verstandene, breit orientierte sowie selbstreflexive Organisationsgeschichtsschreibung könnte hierfür, so

---

158 Freilich wäre an dieser Stelle zu bedenken, dass aber gerade das Verschwinden, die Auflösung oder der Untergang von Organisationen deren retrospektive Erforschung zumeist auch empirisch erheblich erschweren dürfte.

hoffen wir, letztlich wertvolle neue Impulse liefern. Sie könnte *erstens* die *Verschränkungen* in den Wechselbeziehungen zwischen konkreten Organisationen und übergeordneten Institutionen untersuchen, um auf diese Weise diese bisher impliziten Grundbegriffe für die Geschichtswissenschaften zu schärfen. Sie sollte dabei *zweitens* insbesondere die *Vielfältigkeit und Wandlungsfähigkeit* sehr verschiedener organisationeller Formen in Alltags- wie in Ausnahmesituationen vergleichend diskutieren. Dabei sollte sie sich *drittens* vor allem einer integrativen *Vermittlung* zwischen verschiedenen Theorie- und Spezialdiskursen im Fach widmen, die sonst kaum noch perspektivisch oder erzählerisch zusammenfinden. *Viertens* wäre vor allem auch der *Pragmatismus* eines solchen heuristischen Ansatzes zu betonen, der sich stärker über einen offenen Gegenstandsbereich als über spezifische theoretische Blickachsen konstituiert. Schließlich rückt ein derartiges Konzept *fünftens* auf der Ebene der *Quellenkritik* eine zentrale Frage aller zeit-historischen arbeitenden Forscherinnen in den Blick, in dem sie gerade Organisationen als die zentralen Produzenten von Quellenmaterial und hiermit verzahnten Perspektiven und Deutungen fokussiert.

## 5. Organisation der Vielfalt, Vielfalt der Organisation(en): zur Gliederung dieses Bandes

Gemessen an diesem ausbuchstabierten Programm und den hiermit erhofften Potenzialen einer multidimensionalen historischen Organisations-geschichtsschreibung in der Zeitgeschichtsforschung erscheint der vorliegende Sammelband ganz eindeutig als noch un abgeschlossenes Experiment mit ungewissem Ausgang. Gerade in der Vielfalt der in den vorliegenden Beiträgen versammelten Zugriffs- und Deutungsweisen auf das Organisationelle insbesondere in umstrittenen Organisationen des 20. Jahrhunderts geht es uns zunächst einmal darum, eher einen öffnenden Ausgangs- denn einen abschließenden Abschlusspunkt zur Diskussion zu stellen. Ziel war dabei gerade nicht, die Beiträge – wie gerne und oft gefordert – in künstlicher Kohärenz zu vereinheitlichen. Vielmehr soll die hier versammelte Zusammenschau die zuvor skizzierten Möglichkeiten einer Vielzahl verschiedener, multidimensionaler sowie (forschungs-)pragmatischer Aneignungsweisen verschiedener Formen und Formate des Organisationellen und der hiermit verknüpften Imaginationen im Spannungsfeld

von Geschichts- und Sozialwissenschaften in exemplarischen Einzelstudien verdeutlichen. Diese unterscheiden sich – auch und gerade weil die Geschichtswissenschaft dieses Feld bislang noch nicht übergreifend für sich diskutiert hat – mithin notwendigerweise sowohl in ihren methodisch-theoretischen Grundannahmen, ihren analytischen Vorgehensweisen als auch in ihren jeweiligen konkreten Gegenstandsbereichen. Dennoch eint alle Beiträge der gemeinsame, grundlegende und zugleich experimentelle Blick auf Organisation und Organisationen in spezifischen Konflikt- und Ausnahmesituationen im 20. Jahrhundert.

In einem ersten Block widmen sich Sozialwissenschaftlerinnen und Historiker aus unterschiedlichen Blickwinkeln der Organisation als theoretisch-methodischer Kontaktzone beider Fächer. *Wolfgang Seibel* rückt in seinem Beitrag das Kriterium der »Umstrittenheit« in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, um dessen Tragweite anhand historischer Fallbeispiele abzuklopfen, wobei er sich besonders für deren unterschiedliche »Quellen« und für die jeweiligen organisationellen Umgangs- und Bearbeitungsweisen interessiert. Wie Seibel kann auch *Thomas Welskopp* an breite Vorarbeiten anschließen und präpariert in seinem Essay exemplarisch diverse Organisationsformate in verschiedenen sozialen Aggregatzuständen (dynamisch/statisch, kooperativ/konfliktär, expansiv/defensiv) am Beispiel der zwischen Kriegs- und Friedenszuständen changierenden Militärorganisation heraus, die er als »seismografische Sonde« für die zeithistorische Arbeit vorstellt. Aus einer intensiven Relektüre der klassischen Arbeiten Niklas Luhmanns entwickelt *Rena Schwarting* ihren Beitrag, der für eine intensivere Berücksichtigung historischer Konstellation bei (oft sehr voraussetzungsreichen und krisenanfälligen) Prozessen der Organisationsbildung und -etablierung vor allem auch in vormodernen Konstellationen plädiert. Schließlich zieht *Christian Mentel* eine bemerkenswert (selbst-)kritische Bilanz des allerjüngsten Trends einer ausgedehnten, ja fast inflationären zeithistorischen Verwaltungs- und Behördenforschung, indem er Arbeitsbedingungen, Forschungspraxis, Medienkontakte und Selbstreflexionen thematisiert und kontextualisiert.

In einer zweiten Abteilung beschäftigen sich die hier versammelten Beiträge mit einem organisationellen Sonder- und gleichermaßen auch empirischen Paradefall – wirtschaftlichen Unternehmen als dominanten Organisationen in der Sphäre des Ökonomischen. *Sebastian Brünger* rückt dabei am Beispiel von Daimler-Benz in den 1980er Jahren den Umgang von Unternehmen mit ihrer eigenen Rolle in der NS-Zeit in den Fokus seines Beitrags.